

D 20720 E
DER STERN
August 1981 · 107. Jahrgang · Nummer 8
FRANK ADAMS

DER STERN

Veröffentlichung
der Kirche Jesu Christi der
Heiligen der Letzten Tage

August 1981
107. Jahrgang
Nummer 8

Der Stern: Übersetzungsabteilung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Im Rosengarten 25 b, D-6368 Bad Vilbel, Telefon 061 93/640 17 und 640 18.

Nachrichtenredaktion: Holger G. Nickel, Im Rosengarten 25 b, D-6368 Bad Vilbel, Telefon 061 93/640 56.

INHALT

FÜR KINDER

Deckblatt: *Der Pfennig der Witwe*, aus einer Serie von Illustrationen zur Bibel, Anfang des 20. Jahrhunderts von dem britischen Künstler Frank Adams gemalt. Die Serie ist jetzt Eigentum der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.

Jahresabonnement:
DM 21,60 durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweige oder Gemeinden).
Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage,
Stadtsparkasse Frankfurt 88 666, BLZ 500 501 02.
sFr. 22,80 an Citibank, Genf, Konto-Nr. 0/312 750/007 Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
ÖS 144,— an Erste Österreichische Spar-Casse, Wien, Konto-Nr. 000-81 388,
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 10.00.

Verlag Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Porthstraße 5-7, D-6000 Frankfurt am Main 50.

Printed in the Federal Republic of Germany

PBMA 0609 GE

Botschaft von der Ersten Präsidentschaft



„Er handelte mit Hingabe seines ganzen Herzens und hatte Erfolg“

Präsident Spencer W. Kimball

Angesichts der gegenwärtigen schwierigen Wirtschaftslage müssen wir uns persönlich und als Kirche eindringlich daran erinnern, daß uns der Herr in geistiger und wirtschaftlicher Hinsicht ein Gesetz gegeben hat, das den verheißenen Segen bringt, wenn man es strikt befolgt, nämlich „Segen im Übermaß“ (Mal 3:10).

Ich meine das Gesetz des Zehnten, das unsere größte Segnung und Sicherheit sein kann. Es kann uns der göttlichen Hilfe in größtem Maße versichern. Als der Herr den Nephiten erschien, hätte er ihnen manches aus der Lehre des Alten Testaments neu verkünden können. Daß er gerade Maleachis aufrüttelnde Verheißung über den Zehnten verkündet hat, finde ich überaus interessant.

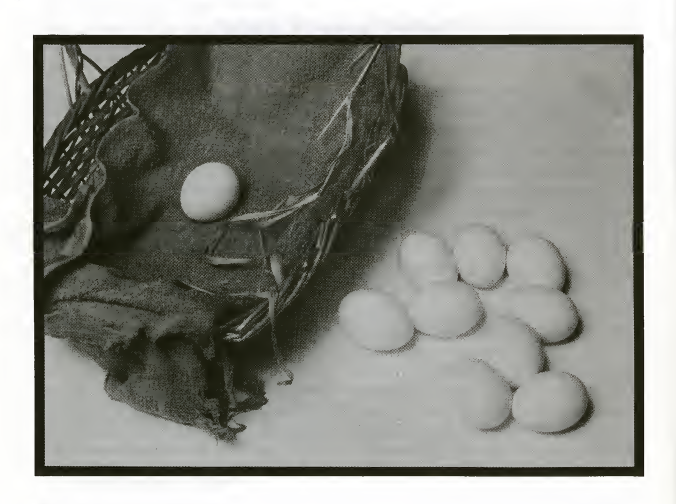
„Und es begab sich: Er gebot ihnen, die Worte niederzuschreiben, die Maleachi vom Vater erhalten hatte und die er ihnen ansagen sollte. Und es begab sich: Nachdem sie niedergeschrieben waren, legte er sie aus. Und dies sind die Worte, die er ihnen ansagte, nämlich: So sprach der Vater zu Maleachi: . . .

Darf denn der Mensch Gott berauben? Und doch habt ihr mich beraubt. Ihr aber sprecht: Woran haben wir dich beraubt? Am Zehnten und an den Opfergaben.

Mit einem Fluch seid ihr verflucht, denn ihr habt mich beraubt, ja, diese ganze Nation.

Bringt aber den ganzen Zehnten in das Vorratshaus, damit Speise in meinem Hause sei; und prüft mich nun hiermit, spricht der Herr der Heerscharen, ob ich euch nicht die Fenster des Himmels

öffnen und euch Segen herabschütten werde, daß nicht genug Raum sein wird, ihn aufzunehmen.
Dann werde ich um euretwillen die Freßheuschrecke zurechtweisen, und sie soll die Früchte eures Bodens nicht vernichten; auch soll euer Weinstock in den Feldern seine Frucht nicht vor der Zeit abwerfen, spricht der Herr der Heerscharen.
Und alle Nationen werden euch gesegnet nennen" (3Ne 24:1, 8-12).
Wer brauchte in unserer Zeit nicht die hier verheißenen Segnungen?
In einer schweren Zeit lebte einmal ein anderes Volk, das Volk des Reiches Juda. Es hatte unter der Schlechtigkeit von König Ahas gelitten, und wegen der Assyrer und der Philister hatte es wirtschaftliche und politische Rückschläge hinnehmen müssen. Als aber der junge König Hiskija zu regieren begann, „tat er, was dem Herrn gefiel" (2Chr 29:2). So wandten die Juden Herz und Sinn wieder den Lehren der Schrift zu, und sie befolgten wieder die Gebote. Was danach geschah, ist ein weiteres Zeugnis dafür, wie der Herr seine Verheißungen erfüllt:
„Sobald der Befehl bekannt wurde, brachten die Israeliten die Ersterträge von Getreide, Most, Öl, Honig und allen



Früchten des Feldes reichlich herbei und lieferten den Zehnten von allem vollzählig ab.
Ebenso brachten (sie) den Zehnten von den Rindern und Schafen sowie den Zehnten von den Weihegaben, die dem Herrn, ihrem Gott, übergeben wurden. Sie reihten Stapel an Stapel . . .
Als dann Hiskija und die führenden Männer kamen und die aufgestapelten Mengen sahen, priesen sie den Herrn und sein Volk Israel.
Hiskija erkundigte sich bei den Priestern und den Leviten wegen der aufgestapelten Mengen,
und der Oberpriester Asarja aus dem Haus Zadok gab zur Antwort: Seitdem man begonnen hat, die Abgaben in das Haus des Herrn zu bringen, haben wir zu essen, werden satt und lassen noch reichlich übrig; denn der Herr hat sein Volk gesegnet. Diese Menge ist übriggeblieben . . .
So verfuhr Hiskija in ganz Juda. Er tat, was gut, recht und getreu war vor dem Herrn, seinem Gott.
Bei jedem Unternehmen, das er im Dienst des Hauses Gottes oder für das Gesetz und die Gebote begann, um seinen Gott zu suchen, handelte er mit Hingabe seines ganzen Herzens und hatte Erfolg“ (2Chr 31:5, 6, 8-10, 20, 21).
Als Juda schwere Zeiten durchmachte, war der Herr ihm gnädig, denn der Psalmist hat mit Recht gesagt: „Dem Herrn gehört die Erde und was sie erfüllt, der Erdkreis und seine Bewohner“ (Ps 24:1).
In den Letzten Tagen hat der Herr gesagt, wenn die Heiligen die Gebote halten und ihre Gaben darbringen, werde ihnen „die Fülle der Erde gehören, die Tiere des Feldes und die Vögel in der Luft . . . Ja, alles, was . . . aus der Erde kommt, ist zum Nutzen und für den Gebrauch des Menschen geschaffen“ (LuB 59:12, 16, 18).
Die Propheten aller Evangeliumsausschüttungen haben das Gesetz des Zehnten deutlich gelehrt, damit das Volk des Herrn Segen und Schutz habe. Wir können nachlesen, was der Herr in unserer Evangeliumsausschüttung zu diesem Thema gesagt hat:
„Wahrlich, so spricht der Herr: Ich verlange, daß . . . diejenigen, die so gezehntet worden sind, jährlich ein Zehntel all ihres Ertrags bezahlen; und das soll für sie, für mein heiliges Priestertum, ein feststehendes Gesetz sein immerdar, spricht der Herr . . .
Und ich sage euch: Wenn mein Volk dieses Gesetz nicht befolgt, daß sie es heilighalten, und mir nicht das Land Zion durch dieses Gesetz heiligt, auf daß dort meine Satzungen und meine Richtersprüche gehalten werden, so daß es höchst heilig sei, siehe, wahrlich, ich sage euch: Dann wird es für euch kein Land Zion sein.
Und dies soll für alle Zionspfähle ein Muster sein. Ja. Amen“ (LuB 119:1, 4, 6, 7).
Der Herr macht darin klar, daß der Zehnte sein Gesetz ist und von allen, die ihm nachfolgen, gefordert wird. Es gereicht uns zur Ehre und zum größten Segen, daß wir dieses Gesetz Gottes befolgen dürfen. Es schafft Sicherheit und geht mit einer Verheißung einher. Wer dieser Verpflichtung nicht voll nachkommt, schneidet sich selbst von den Verheißungen ab und vernachlässigt das Wichtigste. So etwas ist eine Übertretung und nicht ein belangloses Versehen.
Ja, es mag großen Glauben erfordern, den Zehnten zu zahlen, wenn man wenig

Geld und viele Ausgaben hat. Aber wir denken daran, was Gott der Vater dem Maleachi verheißen hat. Und wir denken auch daran, was der Herr in unserer Zeit verheißen hat: „Ich, der Herr, bin verpflichtet, wenn ihr tut, was ich sage; tut ihr aber nicht, was ich sage, so habt ihr keine Verheißung" (LuB 82:10).

Die Eltern sollen die Kinder diese Grundsätze regelmäßig lehren und ein lebendiges Zeugnis dafür sein. Solche Lektionen für das Leben lernt ein Kind am besten, solange es noch klein ist. Als Kind ist es aufgeschlossen und empfänglich; es nimmt an, was die Eltern ihm sagen.

Ich erinnere mich noch, wie ich als Junge mit meiner Mutter die staubige Straße zum Haus des Bischofs hinaufging. Damals zahlten wir den Zehnten oft von unseren Tieren und unseren landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Unterwegs sagte ich: „Warum bringen wir denn die Eier zum Bischof?" Meine Mutter antwortete: „Weil es die Zehnteneier sind und weil der Bischof den Zehnten des Vaters im Himmel entgegennimmt." Dann erinnerte meine Mutter mich daran, wie an jedem Abend die Eier eingesammelt wurden. Das erste kam immer in einen kleinen Korb, und die nächsten kamen in einen großen Korb. So habe ich von meiner geliebten Mutter das Gesetz des Zehnten gelernt.

Westlich von unserem Haus lag unser Garten. Er war zum Teil mit Kartoffeln bepflanzt. Eines Tages sagte mein Vater zu meiner Schwester und mir: „Wir haben mehr Kartoffeln, als wir verbrauchen können. Wenn ihr wollt, könnt ihr ein paar verkaufen." Meine Schwester Alice und ich gruben einige aus, brachten sie zu einem Hotel und verkauften sie. Als wir unserem Vater das Geld zeigten, fragte er, was wir damit tun wollten. Wir sagten, wir wollten es uns teilen und uns dann einiges kaufen, was wir haben wollten. Dann fragte er: „Und was ist mit eurem Zehnten?" Er sagte: „Der Herr ist gut zu uns gewesen. Wir haben das Land bepflanzt und bestellt, und wir haben geerntet, aber die Erde gehört dem Herrn. Er hat die Feuchtigkeit und den Sonnenschein gesandt. Ein Zehntel geben wir dem Herrn immer als seinen Anteil zurück." Mein Vater stellte keine Forderungen; er erklärte es nur so überzeugend, daß wir es als Ehre und Vorzug ansahen, den Zehnten zu zahlen.

Ich habe schon einmal von dem Bekannten erzählt, der mich zu seiner Ranch mitgenommen hat. Er öffnete das Türschloß seines großen neuen Autos, ließ sich hinter das Steuerrad gleiten und sagte stolz: „Wie gefällt dir mein neues Auto?" Wir fuhren in elegantem Komfort in eine ländliche Gegend zu einem schönen neuen Haus in prachtvoller Lage, und er sagte voll Stolz: „Das ist mein Haus."

Er fuhr zu einem grasbewachsenen Hügel. Gerade ging die Sonne hinter den Hügeln in der Ferne unter. Er schaute auf seinen riesigen Landbesitz. Er wies nach Norden und fragte: „Siehst du die Baumgruppe dort drüben?" Ich konnte sie in der Dämmerung deutlich erkennen.

Er zeigte nach Osten: „Siehst du den See dort im Sonnenuntergang schimmern?" Auch er war zu erkennen.

„Und nun die Klippen im Süden." Wir drehten uns um und blickten in die Ferne. Er wies auf Ställe, Silos und das Ranchgebäude im Westen. Er machte eine weit ausholende Gebärde und prahlte: „Von der Baumgruppe bis zum

See, von da bis zu den Klippen und dann bis zu dem Ranchgebäude gehört alles mir. Und die dunklen Flecken auf der Wiese — die Rinder gehören mir auch."
Ich fragte ihn, von wem er es erhalten habe. Die Liste der Landbesitzer ging bis auf die Regierung zurück, die das Land einmal bereitgestellt hatte. Sein Rechtsanwalt hatte ihm versichert, daß der Grundbesitz unbelastet sei.
„Und von wem hat die Regierung es erhalten?" fragte ich. „Was wurde dafür bezahlt?" Mir kamen die Worte des Psalmisten in den Sinn, die Paulus mit Nachdruck aufgriff: „Dem Herrn gehört die Erde und was sie erfüllt" (1Kor 10:26).
Dann fragte ich: „Kommt dein Besitzanspruch von Gott, dem Schöpfer und Eigentümer der Erde? Hast du ihn bezahlt? Hast du das Land gekauft oder gepachtet oder geschenkt bekommen? Und falls es ein Geschenk ist: von wem kommt es? Und falls gekauft: um welche Gegenleistung und mit welcher Währung? Und falls gepachtet: rechnest du vorschriftsmäßig ab?"
Dann fragte ich: „Wie hoch war der Preis? Mit was für Schätzen hast du diese Farm gekauft?"
„Mit Geld!"
„Und woher hast du das Geld!"
„Mit Schweiß und Mühe erworben, aus eigener Kraft!"
Ich fragte weiter: „Und woher hast du die Kraft, dich abzumühen, und die Drüsen zum Schwitzen?"
Er meinte, von der Nahrung.
„Wie entsteht die Nahrung denn?"
„Durch die Sonne und die Atmosphäre, durch Erde und Wasser."
„Und wer hat diese Stoffe hierhergebracht?"
Ich zitierte den Psalmisten:
„Gott, du ließest Regen strömen in Fülle und erquicktest dein verschmachtendes Erbland" (Ps 68:10).
„Wie legst du dem Besitzer — wenn das Land nicht dir gehört — Rechenschaft über seine Gaben ab? Die Schrift sagt: ‚Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und Gott, was Gott gehört!' Wieviel Prozent von deinem Ertrag zahlst du an den Kaiser? Und wieviel Prozent an Gott?
Glaubst du an die Bibel? Nimmst du das Gebot an, das der Herr durch den Propheten Maleachi mitgeteilt hat? Glaubst du Mose, der dem Pharao gesagt hat, ‚daß das Land Jahwe gehört'?"
Ich sagte noch einmal: „Ich kann in der heiligen Schrift wohl keine Stelle finden, wo Gott gesagt hat: ‚Ich gebe dir bedingungslos Besitzanspruch auf dieses Land.'
Eine solche Schriftstelle kann ich nicht finden, wohl aber die hier aus den Psalmen:
‚Die auf den Herrn hoffen, werden das Land besitzen' (Ps 37:9).
Und ich denke daran, daß unser Schöpfer beim Rat im Himmel mit uns allen diesen Bund geschlossen hat: ‚Wir wollen hinabgehen, denn dort gibt es Raum, und wir wollen von diesen Stoffen nehmen, und wir wollen eine Erde schaffen, worauf diese wohnen können' (Abr 3:24).
Das sieht mir mehr nach einem Pachtvertrag aus, auf den ein Pachtzins zu entrichten ist, als einfach nach Besitzanspruch.
Damit wird wohl nicht die Erde selbst übereignet, sondern unter der Bedingung, daß sie nach allen Geboten Gottes leben, wird den Menschen gestattet, sie sich zunutze zu machen."
Doch mein Bekannter murmelte immer

noch: „Mir gehört es, mir", als wolle er sich wider besseres Wissen einreden, daß er bestenfalls ein erbärmlicher Pächter sei.

Das war vor langen Jahren. Später sah ich ihn dann inmitten seiner eleganten Möbel in seinem palastartigen Haus aufgebahrt. Er hatte einen riesigen Grundbesitz gehabt. Ich drückte ihm die Augen zu. Ich sprach bei seiner Beerdigung, und ich folgte dem Leichenzug von dem guten Stück Erde, das er sein eigen genannt hatte, bis zu seinem Grab, einem kleinen Rechteck, passend für einen großen und schweren Mann.

Später sah ich den gleichen Landbesitz wieder — das gelbe Getreide, die grünen Luzerne, die weißen Baumwollpflanzen. Es schien sich nicht um den zu kümmern, der es einmal sein eigen genannt hatte.

Meine lieben Brüder und Schwestern, ich bezeuge Ihnen allen: Der Zehnte ist in der Tat eine große Segnung, ein Gesetz, das uns zum Nutzen gereicht. Scharen wir unsere Familie um uns und lesen wir wieder einmal die Verheißung, von der der Herr bezeugt hat, daß sie von Gott Vater kommt, eine Verheißung, auf die niemand von uns verzichten kann: „Bringt den ganzen Zehnten ins Vorratshaus, damit in meinem Haus Nahrung vorhanden ist. Ja, stellt mich auf die Probe damit, spricht der Herr der Heere, und wartet, ob ich euch dann nicht die Schleusen des Himmels öffne und Segen im Übermaß auf euch herabschütte" (Mal 3:10).

Unsere Losung sei also: „Ich aber und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen" (Jos 24:15).

Wenn wir dies tun und wie Hiskija von ganzem Herzen die Gebote halten, wird uns der Herr durch die unruhige Zeit führen, und wir werden dankbar sehen, wie er uns hilft. Wir werden ihn wegen seiner großen Güte sehr lieben und ihm sehr dankbar sein. Er ist unser Herr und unsere Stärke. Wenn wir würdig sind, wird er zu der Zeit, wenn wir ihn brauchen, zur Stelle sein. Dessen bin ich gewiß. □

Ideen für die Heimlehrer

1. Erzählen Sie ein persönliches Erlebnis, das von den Segnungen des Zehntenzahlens handelt. Bitten Sie die Familie, ihre Gedanken zu äußern oder eigene Erlebnisse zu erzählen.

2. Gibt es in diesem Artikel einige Verse aus der Schrift, die die Familie vorlesen könnte, oder gibt es zusätzliche Schriftstellen, die Sie zusammen lesen möchten?

3. Präsident Kimball hat gesagt, daß der Zehnte sowohl ein geistiges als auch ein wirtschaftliches Gesetz sei. Besprechen Sie einige geistige Segnungen des Zehntenzahlens.

4. Fragen Sie nach Gedanken dazu, wie man sich das Zehntenzahlen zur Gewohnheit machen kann.

5. Könnten Sie dieses Gespräch besser führen, wenn Sie vor dem Besuch mit dem Haushaltsvorstand sprechen würden? Gibt es in bezug auf den Zehnten etwas, was vom Kollegiumsführer oder vom Bischof an den Haushaltsvorstand auszurichten ist?

Ich lag im Krankenhaus — am nächsten Tag sollte ich operiert werden. Mein Mann kam auf dem Heimweg von der Arbeit noch kurz vorbei. Er berichtete, Jackie, unser liebster Babysitter, habe unsere drei Mädchen zusammen mit ihrer eigenen Familie zum Gemeindepicknick mitgenommen. Fünf Minuten später stand dann Jackies Vater im Zimmer und teilte uns mit, unsere jüngste Tochter sei bei dem Picknick von der Wippe gefallen. Unten in der Ambulanz

Bruder Braden, unser großartiger Heimlehrer

Sharon Elwell



werde ihr gerade eine schlimme Schnittwunde am Kinn genäht.

Derweilen blickte sich unsere Sechsjährige beim Picknick um und stellte fest, daß eigentlich kaum jemand von ihrer Familie da war. Ihre einzige Schwester, die noch da war, spielte mit den Kindern aus ihrer Sonntagsschulklasse. Sie kannte sich in dem Park nicht aus, und es wurde schon dunkel. Ihr wurde ganz ängstlich zumute, und plötzlich schrie sie so laut, daß alle es hören konnten. Sie wußte genau, was sie wollte: „Ich will zu meinem Heimlehrer!“ In wenigen Minuten saß sie bei Bruder Braden auf dem Schoß, und alles war wieder gut.

So einen Heimlehrer, wie wir ihn haben, gibt es bestimmt nicht noch einmal. Er ist einzigartig, doch sein Erfolg ist für uns alle, die wir als Heimlehrer oder Besuchslehrerin dienen wollen, beispielhaft. Jede Familie, für die er zuständig ist, betrachtet Bruder Braden als ihren ganz besonderen besten Freund. Er ist ihre beste Stütze, und der erste, den sie mitten in der Nacht anrufen würden.

Was ist Bruder Bradens Geheimnis? Ab wann fiel es uns auf einmal leicht, nicht mehr zu sagen: „Sicher, uns geht es großartig!“ sondern stattdessen: „Wissen Sie, ich mache mir Sorgen um ... Könnten Sie vielleicht mal mit ihr reden?“

Sie wußte genau, was sie wollte: „Ich will zu meinem Heimlehrer!“ In wenigen Minuten saß sie bei Bruder Braden auf dem Schoß, und alles war wieder gut.

Vielleicht fing es in einer der vielen Nächte an, in denen die Rückenschmerzen Schwester Finley den Schlaf raubten. Sie rief ihn an und bat ihn um einen Krankensegen. Es dauerte ein paar Minuten, bis er zur Stelle war.

Bei uns begann es vielleicht an dem einen Abend, als John länger arbeiten mußte. Katie hatte nach dem Essen plötzlich Fieber und lag jetzt jammernd auf der Couch. Da stand auf einmal Bruder Braden vor der Tür. Katie krabbelte auf seinen Schoß, sobald er sich hingesetzt hatte, und schlief mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung ein. Ich konnte ihn nicht dazu überreden, sie ins Bett zu legen und heimzugehen. Er blieb still sitzen und wollte sie nicht aufwecken und wartete, bis mein Mann nach Hause kam und sich Katies annahm. Dann bot er noch an, bei der Apotheke vorbeizufahren und für Katie ein Medikament zu holen. Am selben Abend und am Tag darauf rief „Katies Heimlehrer“ dann noch an, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Bruder Braden ist auch deshalb eine Ausnahme, weil er nie in Eile ist. Er fängt uns nicht nach der Kirche kurz noch auf dem Parkplatz ab, fragt uns, wie es uns geht, und streicht uns dann von seiner Liste. Er kommt nicht bloß vorbei — er macht einen richtigen Be-

such. Wir haben noch nie das Gefühl gehabt, er müsse noch zu einer anderen wichtigen Verabredung. *Wir* sind seine wichtigste Verabredung, und das zeigt er uns auch.

Auch seine Unterrichtsmethode ist wohl einzigartig. Er kommt aus Tennessee, und sein Schatz an Geschichten von Mondlicht und Wassermelonenfeldern und heiteren Episoden aus seiner Marinezeit ist unerschöpflich. Es wäre eine schreckliche Enttäuschung, wenn er bloß zwei Minuten hereinschauen und dann wieder gehen würde, ohne uns wenigstens eine Geschichte zu erzählen. Daß er bereit ist, uns seine Zeit zu widmen, zeigt, wie ernst er seine Verpflichtung uns gegenüber nimmt.

An Geduld tut es ihm gewiß niemand gleich. Zum Beispiel können alle drei Mädchen gleichzeitig bei ihm auf dem Schoß sitzen, was ich in schwierigen Momenten bereits ein-, zweimal erfolglos versucht habe. Und die Kinder können ihm unentwegt die Haare kämmen, ohne daß er auch nur ein einziges Mal zusammenzuckt oder gereizt wird. Bruder Braden ist ein sehr gepflegter Mann; wenn seine herrlichen silbernen Haare steil nach oben gekämmt sind, sieht er wirklich aus wie ein celestiales Wesen.

Er zeigt nicht nur, daß er uns liebt und an uns Anteil nimmt, sondern es wird auch deutlich, daß seine Anteilnahme mit seiner Berufung, uns zu dienen, ganz *natürlich* einhergeht. Wenn bei uns ein Geburtstag gefeiert wird, wissen wir, daß er vor der Tür stehen wird. Zu jedem Festtag bringt er den Kindern etwas zur Erinnerung „... in Liebe von eurem Heimlehrer“. So bringt er ihnen bei, daß die Anteilnahme am Mitmenschen zu unserer Verantwortung gegenüber dem Vater im Himmel gehört.

Bruder Bradens Beteiligung an wichtigen Familienereignissen geht aber nicht bloß einseitig von ihm aus. Bei der Fast- und Zeugnisversammlung, in der Jane, unsere Älteste, konfirmiert werden sollte, war er noch nicht da. Jane suchte unruhig mit den Augen die ganze Versammlung nach ihm ab, bis er schließlich noch zur Tür hereinkam und sich gleich daneben hinsetzte. Er hatte gerade noch eine andere Versammlung gehabt. Jane wußte, daß er sich extra bemüht hatte, bei ihr zu sein, und daß er das gern tat. Als Jane aufgerufen wurde, ging sie zu Bruder Braden hin, und die beiden kamen Hand in Hand in den Kreis, um an einem der wichtigsten Augenblicke in ihrem Leben teilzunehmen.

Wieviel leichter verstehen wir die himmlische Gedankenwelt doch, wenn sie uns hier auf der Erde vorgelebt wird! In das Buch, das Bruder Braden Jane zur Taufe schenkte, hatte er einige wesentliche Grundsätze zum Thema Taufe und Dienen geschrieben. Der letzte Satz lautete: „Der Vater im Himmel liebt dich, und er möchte, daß du glücklich bist. In Liebe, Dein Heimlehrer, Bruder Braden.“ Wieviel leichter fällt es unseren Kindern doch, die Liebe des Vaters im Himmel zu spüren, wenn sie lernen, einem Menschen außerhalb des engsten Familienkreises selbst Liebe und Vertrauen entgegenzubringen.

Ich möchte Bruder Braden in meinem Besuchslehren ähnlicher werden — nicht weil jemand eine gute Ansprache darüber gehalten hat, nicht weil jemand mich an meine Obliegenheiten erinnert hat, nicht weil unsere Zahlen vielleicht zu niedrig sind — sondern weil ein Mensch mit dem richtigen Einblick in seine Berufung mir zeigt, welche Möglichkeiten darin liegen. ☐

DIE-JENIGEN STÄRKEN, DIE WENIGER AKTIV SIND

Elder A. Theodore Tuttle

Die Reaktivierung ist einer der wesentlichen Schlüssel zum Erfolg aller übrigen Anstrengungen der Kirche. Aus Untersuchungen wissen wir, daß sich der Erfolg einer Gemeinde am besten an dem Prozentsatz der aktiven Träger des Melchisedekischen Priestertums ablesen läßt. Das Beispiel der Eltern beeinflußt die Kinder stärker als jeder andere Faktor, wenn es gilt, geistige Ziele zu erreichen. Deshalb müssen wir den Trend zur Inaktivität zum Stillstand bringen, und zwar durch Vorbeugung und durch Aktivierung.

Das Heimlehren ist das Mittel, wodurch die Mitglieder aktiviert werden. Wir brauchen kein neues Programm und keine neue Organisation erfinden und es dadurch ersetzen.

In den Richtlinien der Kirche ist das Heimlehren nie auf einen Besuch pro Monat beschränkt worden. Es mag in Ordnung sein, einen Aktiven am 30. oder 31. zu besuchen. Ein Aktivierungserfolg ist bei dieser Methode allerdings ein Zufall.

Um jemand zu aktivieren, müssen wir das Heimlehren ausweiten, es zum idealen Heimlehren machen.

Warum sollen wir die Heimlehrer für die Aktivierung einsetzen, da doch jeder weiß, daß es gute und weniger gute Heimlehrer gibt? Weil ihnen der Herr die Vollmacht gegeben hat (siehe LuB 20:53-55).

Es macht einen Unterschied, ob man *gesandt wird* oder nur *heimlehren geht.*

Präsident Marion G. Romney hat einmal gesagt: „Wir werden dafür zur Rechenschaft gezogen, wie wir die ... Bündnisse einhalten, und wir werden auch dafür Rechenschaft ablegen müssen, wenn andere, denen gegenüber wir Verantwortung tragen, ihre Bündnisse brechen, sofern die Übertretung eine Folge dessen ist, daß wir sie nicht belehrt haben." („Den Bündnissen entsprechend", *Der Stern*, April 1976, S. 67.)

Der Erretter hat einen Grundsatz gelehrt, den man sich noch nicht allgemein zur Regel gemacht hat. Er hat gefragt: „Wenn einer von euch hundert Schafe hat und eines davon verliert, läßt er dann nicht die neunundneunzig in der Steppe zurück und geht dem verlorenen nach, bis er es findet?" (Lk 15:4). Wir müssen uns um die Inaktiven mehr kümmern als um die Aktiven.

Die Richtigen finden

Leute als inaktiv zu bezeichnen, ist nur die eine Seite. Um sie zu aktivieren, müssen wir diejenigen finden, die am aufgeschlossensten sind. Um sie müssen wir uns zuerst kümmern.

Ein Führer aus dem Buch Mormon ist ein Beispiel dafür. In Alma 10:5 beschreibt sich Amulek als inaktiv: „Ich habe ... nie viel von den Wegen des Herrn und seinen Geheimnissen und seinen wunderbaren Kräften gewußt." Das ist oft das Problem. Oft hat man einen Inaktiven einfach nicht das Evangelium gelehrt.

Amulek fährt fort: „Ich wurde oft gerufen und wollte nicht hören; darum wußte ich davon, *wollte es aber nicht wissen*" (V. 6).

Das klingt so, als hätten die Heimlehrer, die Eltern und andere mit ihm gesprochen und versucht, ihn zu aktivieren. Obwohl er wußte, daß sie recht hatten, verhärtete er sein Herz und wollte nicht nachgeben.

Er sagt, er sei in seinem Gemeinwesen ein Mann von nicht geringem Ruf gewe-

sen und habe durch harte Arbeit Reichtümer erworben.
Hier haben wir also einen guten, hart arbeitenden Mann, der das Evangelium eigentlich nicht versteht. In all den Jahren spürt er aber, er sollte aktiv werden. Er hat Widerstand geleistet, obgleich er spürt, daß er zurückkommen *sollte*.
Der Herr wußte alles, was Amulek fühlte und dachte, und so sandte er Alma als Heimlehrer zu ihm, daß er ihn aktiviere. Amulek war bereit. Alma bedurfte einer Eingebung, um ihn aufzusuchen — und Sie wissen, was dann geschah (siehe Al 8:14-22; 10:7-9).
In jeder Gemeinde gibt es viele Amuleks — gute, ehrliche Männer. Männer, die es einerseits wissen, andererseits wiederum nicht. Männer, die es leid sind, der Kirche fernzubleiben, Männer, die sich ein besseres Leben wünschen. Es gibt gute Väter unter diesen Männern. Einige sind politische Führer. Die meisten sind gewöhnliche Heilige der Letzten Tage, die keine Erkenntnis, kein Zeugnis haben. Sie haben eines gemeinsam: sie sind in ihrer Familie nicht der geistige Führer.
Wenn glaubensstarke Männer diese Brüder besuchen und ihre Freunde werden, sie lieben und sie das Evangelium lehren, werden sie mit ihrer Familie zurückkommen.

Der Inaktivität vorbeugen

Im wesentlichen gibt es zwei Methoden, wie man das Problem der Inaktivität lösen kann: Vorbeugung und Reaktivierung. Beides muß gleichzeitig geschehen. Zu der Gruppe inaktiver Erwachsener stoßen fortwährend inaktive Jugendliche. Unsere Untersuchung zeigt, daß die Inaktivität schon früh beginnt: die Kinder inaktiver Eltern werden oft schon früh selbst inaktiv.
Die Eltern sind, mögen sie aktiv oder inaktiv sein, für ihre Kinder verantwortlich. Zwar darf niemand die Rechte der Eltern an sich reißen, doch hat die Bischofschaft ihrer Funktion nach die Aufgabe zu verhindern, daß Jugendliche inaktiv werden. Was können die Führer tun?
Unsere Untersuchungen zeigen, daß weder die Anzahl noch die Kosten der Aktivitäten entscheidend sind. Der entscheidende Faktor ist vielmehr eine enge Beziehung zwischen den Jugendlichen und ihren Führern. Die Führer der Jugend müssen sich der Inaktiven annehmen. Seien Sie ihr Kamerad. Nehmen Sie sie mit. Geben Sie ihnen das, was sie besonders brauchen.
Geben Sie Ihren Aktivitäten durch Dienen und geistige Ziele mehr Sinn.
In Missouri wurde eine Pfahlpräsidentschaft dazu bewegt, mit den jungen Männern im Alter von 19 bis 26 Jahren eine vertrauliche Unterredung zu führen. Von den 15, mit denen eine vertrauliche Unterredung geführt wurde, bereiten sich jetzt zwölf auf eine Mission vor. Vielleicht würden in der ganzen Kirche viel mehr so reagieren, wenn man ihnen die Möglichkeit dazu gäbe.

Die Belehrung auf den einzelnen abstimmen

Um einen Menschen zu finden und zu retten, muß man die Botschaft auf ihn persönlich abstimmen. Schauen wir uns den Fall Bruder Schoonbeck an. Wenn seine Heimlehrer kamen, brachte er oft etwas vor, was gegen den von den Heim-

lehrern vorgetragenen Gedanken gerichtet war. Als ein neuer Heimlehrer mit seinem Partner Bruder Schoonbeck, seine Frau und seinen kleinen Sohn besuchte, war die Familie nicht sehr aufgeschlossen. Bei jedem Besuch redeten die Heimlehrer einfach über das Wetter. Das funktionierte sehr gut, denn Bruder Schoonbeck war Meteorologe! Er war sehr intelligent und hatte eine Art

„Bruder Schoonbeck, was wir Ihnen heute sagen wollen, ist recht einfach . . . Wir möchten, daß Sie mit dem Rauchen aufhören . . . Wir bitten Sie darum, weil wir Sie gernhaben."

an sich, die die Heimlehrer einschüchterte. Trotzdem besuchten sie ihn mehrere Monate lang regelmäßig.

Bei einer persönlichen Unterredung mit dem Ältestenkollegiumspräsidenten bekam der Heimlehrer dann den Auftrag, er solle Bruder Schoonbeck bitten, mit dem Rauchen aufzuhören. Der Heimlehrer sagte: „Ach, darum möchte ich ihn nicht bitten. So weit sind wir noch nicht."

Doch der Kollegiumspräsident ließ nicht locker: „Bei der nächsten Unterredung melden Sie mir bitte, was er dazu gesagt hat."

An dieser Stelle möchte ich anmerken: Man richtet die Belehrung am besten auf den einzelnen aus, indem der Kollegiumspräsident und der Heimlehrer besprechen, was für die betreffende Familie getan werden könnte. Beide sollen aus ihrem gemeinsamen Wissen über die Familie schöpfen. Sie sollen beten, um zu erfahren, was nach dem Willen des Herrn geschehen soll; und dann soll der Heimlehrer *beauftragt* werden, es zu tun. Beim nächsten Besuch ging der Heimlehrer mutig zu den Schoonbecks, weil er nicht einfach hinging, sondern *gesandt worden war*. Man geht stets mit mehr Mut los, wenn man gesandt wird. Dies gehört zu den eigentlichen Zielen der Priestertumsunterredung — daß die Heimlehrer bestimmte Aufträge erhalten und somit als Abgesandte hinausgehen können. Wir erinnern uns daran, wie kühn Jakob lehrte, nachdem er zuvor vom Herrn seinen Auftrag erhalten hatte (siehe Jak 1:17).

Der erste Teil des Besuchs bei den Schoonbecks verlief ähnlich wie früher auch, und der Heimlehrer wurde ziemlich nervös. Er wußte, was er zu tun hatte, doch schien er nicht recht den Mut dazu zu haben. Als ungefähr zwei Drittel der Zeit um waren, holte der Heimlehrer endlich tief Luft, betete zum Herrn um Kraft und begann dann zu sprechen.

„Bruder Schoonbeck, was wir Ihnen heute sagen wollen, ist recht einfach." Bruder Schoonbeck schaute dem Heimlehrer direkt in die Augen, als dieser sagte: „Was wir Ihnen heute sagen wollen, ist dies: wir möchten, daß Sie mit dem Rauchen aufhören." Es folgten ein paar Sekunden Stille, dann redete der Heimlehrer weiter: „Wir bitten Sie darum, weil wir Sie gernhaben."

Das Gefühl, das in diesen Worten mitschwang, und der Geist, der dabei mitwirkte, ließen Bruder Schoonbeck wissen, daß dieser Mann eine so drastische

Aufforderung tatsächlich aus Liebe äußerte.
Bruder Schoonbeck konnte kaum sprechen, als er sagte: „Wissen Sie, wie schwer es ist, mit dem Rauchen aufzuhören?“
Der Heimlehrer sagte: „Eigentlich nicht. Aber ich weiß, Sie können es, und Sie müssen es. Sie werden in dieser Kirche gebraucht, und um wieder aktiv zu werden, müssen Sie als erstes das Rauchen aufgeben.“
Schwester Schoonbeck schaltete sich sogleich ein und sagte: „Schatz, du kannst es. Ich weiß, du kannst es.“
Bruder Schoonbeck sagte: „Ach ja, wie gern würde ich's tun.“
Sie redeten noch ein wenig, und nach einiger Zeit sagte der Heimlehrer: „Wir möchten auch, daß Sie wieder zur Kirche kommen.“
Bruder Schoonbeck sagte: „Nein, das kann ich nicht. Ich bin ja nicht mal aktiv.“
Der Heimlehrer sagte schnell: „Doch, Sie sind aktiv. Ich habe gesehen, wie Sie, mit Ihrem kleinen Sohn an der Hand, um den Häuserblock gegangen sind und ihm von den Vögeln und den Büschen erzählt haben. Das ist die höchste Form der Aktivität in der Kirche — daß man seine Kinder belehrt.“
Ohne daß es widerspenstig klang, sagte Bruder Schoonbeck einfach: „Ich komme mit Religion als Institution einfach nicht zurecht.“
Der Heimlehrer antwortete: „Nun ja, Sie könnten doch zu Hause Familienabend halten. Sie könnten es wie wir machen, und es wäre nicht viel Organisation dabei. Das hätte doch nichts mit Institution zu tun. Sie könnten auch gemeinsam beten und den Familienabend-Leitfaden benutzen.“
Danach beteten die Heimlehrer mit der Familie, und dann gingen die Heimlehrer fort. Später sagte Bruder Schoonbeck zu der Tochter des Heimlehrers: „Dein Vater ist einer der großartigsten Männer, die ich kenne.“
Dieser inaktive Bruder gehört jetzt einer Bischofschaft an. Die Belehrung mußte auf ihn persönlich abgestimmt werden. Über den Heimlehrer wurde sie ihm vom Herrn zuteil.
Wir haben festgestellt, daß man gut daran tut, zu zweit zu gehen. Gelegentlich empfiehlt es sich, mit dem Betreffenden unter vier Augen zu reden. Man steht dann nicht unter Zeitdruck und unter dem Druck der Umstände. Gewisse Ratschläge soll man auch nicht in Gegenwart der Frau und der Kinder erteilen.
Die inaktiven Mitglieder sind so verschieden wie die Patienten eines Arztes. Bei manchen muß man nur die Temperatur messen und ihnen ein Aspirin verabreichen. Andere leiden an einer bösartigen Geschwulst. Sie bedürfen einer Intensivbehandlung.

Bei einigen muß man ganz direkt vorgehen

Unsere Missionare gehen ganz direkt vor. Andernfalls würden viele dem Aufruf zur Umkehr nicht Folge leisten. Viele inaktive Mitglieder brauchen die gleiche Methode.
Von den inaktiven Brüdern würden wahrscheinlich zehn Prozent positiv reagieren, wenn man sie aufforderte, jetzt sofort Umkehr zu üben und Ältester zu werden oder sich im Tempel siegeln zu lassen. Wir müssen sie dazu auffordern. In einem Pfahl hat man sich für diese

direkte Methode entschieden. Die Heimlehrer suchten 14 Familien auf und fragten den Vater direkt: „Würden Sie gern Ältester werden?“ Alle 14 Väter antworteten: „Ja!“ Die Heimlehrer sagten: „Gut. Dabei können wir Ihnen helfen.“
Im Salt-Lake-Millcreek-Pfahl gab es 500 Ältestenanwärter. Ein Führer der Kirche hat den Führern dieses Pfahles gesagt: „Zehn Prozent können Sie einfach durch eine Einladung aktivieren.“ Bis dahin hatten sie im ganzen Jahr nur 14 Älteste ordiniert. Innerhalb der nächsten zweieinhalb Monate machten sie 47 Brüder für die Ordinierung bei der nächsten Pfahlkonferenz bereit. Sie konnten berichten, daß alle recht aktiv geblieben sind. Die Gründe für diesen Erfolg? Die Mitglieder des Pfahls betrachteten die Aufforderung als inspiriert, und die inaktiven Brüder wollten selbst etwas aus sich machen.
Solche Erfahrungen werden in den meisten Pfählen gemacht. Die direkte Methode kann zum Erfolg führen.

Eine persönliche Beziehung aufbauen (indirekte Methode)

Um eine persönliche Beziehung aufzubauen, muß man sich verständigen lernen. Das macht man so:
Um ein Freund der inaktiven Familie zu werden, braucht man eine gemeinsame Grundlage. Beim ersten Besuch oder bei den ersten beiden Besuchen wären Gesprächsthemen wie die folgenden angebracht:
„Sehen die Blätter um diese Jahreszeit nicht schön aus?“
„Was meinen Sie, wer den Fußballpokal gewinnen wird?“
„Es war ein schöner Sommer.“
„Was glauben Sie, was wir für einen Winter haben werden?“
„Wo sind Sie eigentlich aufgewachsen?“
„Was haben Sie bei Ihrer Arbeitsstelle zu tun?“
Sehen Sie zwischen den regulären Heimlehrbesuchen öfter mal einfach vorbei. Gelegentlich können Sie den Bruder auch ohne Ihren Partner besuchen. Stellen Sie sich zu ihm auf den Rasen, und geben Sie ihm ein paar Hinweise dazu, wie er den Löwenzahn bekämpfen — oder wie er sich einfach daran gewöhnen kann. Gehen Sie zu ihm hinüber, wenn er gerade seinen Garten umgräbt, und helfen Sie ihm. Bringen Sie der Familie ein selbstgebackenes Brot mit. Geben Sie ihnen von Ihrem Obst oder Ihrem Gemüse ab, oder geben Sie ihnen sonst irgend etwas Geeignetes. Tun Sie alles mögliche, um allmählich seine Liebe zu gewinnen. Sie können sich sogar mit seinem Hund anfreunden.

Schicken Sie den Kindern eine Geburtstagskarte. Schreiben Sie den Kindern, wenn Sie etwas Besonderes tun, oder rufen Sie sie an. Sie können sicher sein: Wenn Sie erreicht haben, daß die Kinder Sie lieben und bewundern, dann liebt und bewundert Sie auch der Vater. Und bestimmt weiß jeder, daß man, um das Herz der Tochter zu gewinnen, das Herz der Mutter gewinnen muß.

Durch persönliche Zuwendung und häufige Besuche kann man allmählich eine Freundschaft aufbauen. Laden Sie die Familie zum Essen ein, gehen Sie mit ihr in den Park oder zu einem Fußballspiel oder machen Sie mit ihr einen Ausflug. Wenn Ihnen inaktive Familien zugeteilt werden, müssen Sie Zeit haben, einfach hinzugehen und ihr Freund zu

werden. Nur so stellt man eine persönliche Beziehung her.
Vielleicht ist es ein junges Ehepaar. Dann lassen Sie doch Ihre Großmutter hingehen und Anregungen zum Einmachen, Nähen und zur Haushaltsführung geben oder auf die Kinder aufpassen. Sagen Sie Ihrer Frau, daß Sie die Frau zum Einkaufen mitnehmen soll. Lassen Sie Ihre Kinder auf die Kinder der Frau aufpassen, solange sie zum Einkaufen fort ist. Sagen Sie der Frau, sie kann ihre Kinder zu Ihnen bringen, wenn sie etwas zu erledigen hat.
Vielleicht treibt der Mann gern Sport. Dann laden Sie ihn doch zum Ballspiel mit dem Ältestenkollegium ein. Und Sie könnten ihn und seinen Sohn jederzeit

Um ein Freund der inaktiven Familie zu werden, braucht man eine gemeinsame Grundlage.

zum Angeln mitnehmen. Laden Sie ihn und seine Frau auch zu den Kollegiumsgeselligkeiten ein.
Nach und nach lernen sie Sie kennen und vertrauen Ihnen. Sie spüren, daß Sie echtes Interesse an ihnen haben. Wenn dann der Augenblick kommt, um den Sie gebetet haben, können Sie von Mensch zu Mensch über das reden, was mit Gott zu tun hat. In einer solchen Atmosphäre können Sie sagen: „Bruder Bauer, ich möchte Ihnen helfen, der geistige Führer Ihrer Familie zu werden.“ Dann ist es leicht, ihm zu sagen, er solle von nun an mit der Familie beten und den Familienabend halten, sich mit dem Evangelium befassen, seinen Kindern Begebenheiten aus der Schrift vorlesen, das Wort der Weisheit befolgen usw.

Ziehen Sie alle Organisationen der Kirche mit heran

Bisher haben wir nur darüber gesprochen, wie sich die Heimlehrer um die Inaktiven bemühen können. Auch die Gemeindeorganisation kann den Heimlehrern viel Hilfe geben. Alles, was die Gemeinde zur Bekehrung und Aktivierung beitragen kann, kann über den Gemeinde-Korrelationsrat auf bestimmte Familien konzentriert werden. Ziehen Sie sowohl das Priestertum als auch die Hilfsorganisationen heran. Wählen Sie jeden Monat eine Familie für die Aktivierung aus.
Die Lehrer und Lehrerinnen der Primarvereinigung und der Sonntagsschule sollen ihre Bemühungen korrelieren. Sie sollen Namen von Kindern inaktiver Mitglieder auswählen. Sie sollen die Eltern besuchen und die Kinder zu diesen Organisationen einladen. Die PV-Kinder sollen sich um Kinder ihrer Altersgruppe kümmern. Die Träger des Aaronischen Priestertums sollen inaktive Kollegiumsmitglieder eingliedern. Die Jungen Damen (Bienenkorbmädchen, Rosenmädchen, Lorbeermädchen) sollen die gleichaltrigen Töchter der Familie eingliedern. Die Frauen von der FHV sollen die Mutter und die Jungen Erwachsenen zum Unterricht und zu Geselligkeiten einladen und ihnen helfen, damit sie kommen. Den Vater sollen

Priestertumsträger besuchen; sie sollen ihm (auf die bereits beschriebene Weise) helfen, wieder aktiv zu werden. Die Heimlehrer sollen nicht aufhören, ihre Arbeit zu tun.

Im Priestertumsführungskomitee wird ein klar umrissener Plan entworfen, um alle Maßnahmen zu koordinieren und auf ein Ziel auszurichten. Diese Methode hat den Vorteil, daß alt und jung mitwirken und dienen und aufrichtige Liebe zum Ausdruck bringen können.

Auf diese Weise würden alle — Lehrer und Familien — zusammenwirken und sich still, aber erfolgreich um jeden in dieser einen Familie zugleich bemühen, so daß die ganze Familie auf einmal aktiviert wird.

Dies könnte still und in Aufrichtigkeit geschehen — nicht als Kampagne, sondern als natürliche Entwicklung, wobei alle Beteiligten wahren christlichen Dienst leisten.

Führen Sie Evangeliumsseminare durch

Fast jedem inaktiven Mitglied fehlt zweierlei, und beides ist grundlegend: Erkenntnis und Zeugnis. Deshalb soll man, gleich unter welcher Bezeichnung, Evangeliumsseminare durchführen und so Grundsätze des Evangeliums lehren. Die betreffenden Brüder und Schwestern brauchen Erkenntnis in bezug auf: 1. die errettenden Verordnungen des Evangeliums, 2. alles, was man tun muß, um das Priestertum würdig zu tragen, 3. alles, was zur Umkehr gehört, und dazu, wie man einen Tempelempfehlungsschein bekommt, und 4. die Freude, aktiv zu sein und zu dienen.

Im allgemeinen ist ein Seminar am erfolgreichsten, wenn es mit fünf Ehepaaren in einer Privatwohnung stattfindet. Gelegentlich mag es angebracht sein, es in der Kirche abzuhalten.

Bei diesen Seminaren gilt es, sich auf die Bedürfnisse der inaktiven Brüder und Schwestern einzustellen. Ein Pfahlpräsident in Richfield schreibt: „Im Sommer 1977 haben wir mit den Seminaren begonnen. Bisher haben wir fünf Zusammenkünfte abgehalten. Das Ergebnis: 274 Ehepaare sind berufen worden, bei der Eingliederung mitzuhelfen. 353 Ältestenanwärter nebst Ehefrauen haben sich eingetragen. 40 Ehepaare sind im Tempel gewesen. 147 Ältestenanwärter haben die Seminare durchlaufen und sind jetzt aktiv. Von den Aktivierten bekleiden viele ein Führungsamt.“

Beten Sie

Für die Aktivierung unserer Brüder und Schwestern ist das Beten unerläßlich. Der englische Dichter Tennyson hat einmal gesagt, daß durch Beten mehr erreicht wird, als sich diese Welt träumen läßt.

Beten Sie — um ihretwillen — für sich selbst, denn Sie brauchen mehr Glauben und Mut. Und beten Sie für sie.

Denken Sie daran: Der Engel sagte, er sei zu Alma gekommen, weil sein Vater und das Volk gebetet hatten (siehe Mos 27:14).

Aus einer Gemeinde in Missouri wird gemeldet: „Die Bischofschaft und die Ältestenkollegiumspräsidentschaft fasteten und beteten, um herauszufinden, wen sie aktivieren und zu einer für den nächsten Sonntag angesetzten Versammlung einladen sollten. In der Woche lud jeder von ihnen einen Bruder zu dieser Versammlung ein. Es war eine

besondere Versammlung. Von den sechs Brüdern kamen vier. Bei der Zusammenkunft bat der Bischof die Brüder, etwas zu sagen. Einer bemerkte, er habe am vorigen Sonntag (gerade um die Zeit, wo man über sie gesprochen hatte) den starken Wunsch verspürt, sein Leben in Ordnung zu bringen, und sich fest vorgenommen, an diesem Tag zur Kirche zu gehen. Ein anderer Bruder sagte, auch er habe am vorigen Sonntag in ähnlicher Weise den Wunsch verspürt, sein Leben in Ordnung zu bringen. Er war seit vierzig Jahren nicht mehr zur Kirche gekommen, doch nun sagte er zu, daß er kommen wolle. Ein dritter Bruder trat nach der Zusammenkunft an den Bischof heran und versprach, voll aktiv zu werden."

In diesem Pfahl wurden 30 Familien ausgewählt, und bei 16 erreichte man sofort ein positives Ergebnis.

Berufen Sie ihn zu einer Aufgabe

Jeder möchte gern jemand sein und etwas tun. Wir alle möchten anerkannt und angenommen werden und uns dazugehörig fühlen. Jene Brüder und Schwestern brauchen ebenso wie wir eine Berufung zum Dienst in der Kirche. Stellen Sie sich vor, man hätte Sie aus tatsächlichen oder eingebildeten Gründen unbeachtet gelassen, vernachlässigt oder gekränkt. Stellen Sie sich vor, man würde Sie von Ihren Aufgaben entlassen und niemand, der die Vollmacht hat, kein einziger, würde Sie je auf einen Dienst in der Kirche ansprechen. Stellen Sie sich vor, man würde Sie sechs bis zwölf Monate oder jahrelang „links liegenlassen". Hätten *Sie* noch eine gute Einstellung zur Kirche? Würden Sie nicht zumindest mürrisch werden, dann sarkastisch, dann kritiksüchtig und schließlich verbittert und inaktiv? Inaktive Mitglieder sind meistens lange Zeit vernachlässigt worden.

Wenn jemand anfängt, Interesse zu zeigen, und einigen Fortschritt macht, sollte man ihn zu einem Amt berufen, in dem er seinen Fähigkeiten entsprechend dienen kann. Die meisten Brüder könnte man gewiß als Heimlehrpartner dessen berufen, der sich mit ihnen anfreunden soll. Andere geeignete Berufungen könnten folgen.

Für einen Inaktiven ist es notwendig, daß man ihn braucht und daß er erwünscht ist. Er möchte etwas Sinnvolles tun. Geben Sie ihm eine Chance.

Bemühen Sie sich vereint und stetig

Wir alle haben die Aufgabe, unsere inaktiven Freunde und Familien liebevoll und aufrichtig dahin zu führen, daß sie wieder voll aktiv werden, und zwar aus den richtigen Beweggründen: daß sie dem Herrn und einander näherkommen und sich aller Segnungen freuen, die man in diesem Leben und für immer erhalten kann. Wenn wir eifrig danach streben, werden wir erfolgreich sein.

Wir müssen uns vereint um die Reaktivierung bemühen. Dieses Bestreben wirkt sich auf den Erfolg aller anderen Vorhaben in der Kirche aus. Wir dürfen darin nicht nachlassen.

In dieser Hinsicht sind einige von uns inaktiv! Mögen wir die Erstlingsfrucht der Umkehr hervorbringen. ☐

ES GESCHAH IN PAROWAN

Olive W. Burt

An einem kalten, sonnigen Februarmorgen des Jahres 1854 hüllte sich ein junger Künstler aus Baltimore in eine Wolljacke, setzte eine Mütze auf und machte einen Spaziergang. Er wollte das kleine Mormonendorf im Süden Utahs erforschen. Am letzten Nachmittag war er zu schwach und krank gewesen, um viel aufzupassen. Als er mit seinen halbtoten Begleitern die Berge hinuntergetaumelt kam, wußten sie nicht, ob sie den Tag noch überleben würden, und sie erwarteten auch kein Wunder.

Aber das, was diese Männer in dem Tal unter sich sahen, schien ein Wunder zu sein. Ein Dorf! Zwar waren die Häuser klein und fast ganz mit Schnee bedeckt, aber von den Schornsteinen erhoben sich Rauchsäulen — das versprach Essen und Unterkunft.

Der Künstler hieß Solomon Nunes Carvalho. Er hatte die Winterreise quer über die Rocky Mountains mit Hauptmann John C. Fremont (amerikanischer General und Forscher, 1813-1890) durchgeführt. Der Hauptmann wollte beweisen, daß man entlang dieser Strecke eine Eisenbahn bauen und das ganze Jahr lang unterhalten könne. Carvalho hatte zwar einen portugiesischen Namen, stammte aber aus Südkarolina. Später übersiedelte er nach Baltimore in Maryland, wo er ein Photoatelier eröffnete. Auf einer Reise nach New York lernte er zufällig John Fremont kennen, der dort für seine fünfte Reise in den fast unbekannten Westen Waren einkaufte. Carvalho, der nichts über das Leben im Freien wußte, der noch nie ein Lagerfeuer gemacht oder ein Pferd gesattelt hatte, war von den Erzählungen Fremonts über den Westen begeistert. Er wollte auch solche Abenteuer erleben. Als er daher erfuhr, daß Fremont einen Photographen und Künstler suchte, der ihn begleiten und Bilder von der Landschaft, den Indianern und den wilden Tieren machen soll-



te, bewarb er sich um die Stelle und bekam sie. Später sagte er, daß er keinen Menschen in der Welt kannte, dem er sein Leben so bereitwillig anvertraut hätte.

Carvalho fuhr nach Baltimore zurück, um zu lernen, wie man im Freien Bilder macht, aber niemand konnte ihn darin unterrichten. Er war der allererste Photograph, der eine Forschergruppe begleiten sollte. Er mußte lernen, seine Ausrüstung so zu verpacken, daß sie auf dem Rücken eines kletternden Pferdes nicht beschädigt würde, daß er sie aber bei einem unvorhergesehenen Ereignis schnell zur Hand haben konnte. Er mußte eine Verpackungsart für die schweren Glasplatten finden, die man verwendete, bevor der Film erfunden worden war. Seine Freunde machten ihn darauf aufmerksam, daß er vielleicht Bilder machen müsse, bei denen er hüfttief im Schnee stehen würde, oder daß er überhaupt während eines Schneesturmes werde photographieren müssen. Sie glaubten nicht, daß dies zu schaffen sei. Aber Carvalho lernte und plante, und als die Gruppe reisefertig war, war auch er vorbereitet.

Zweiundzwanzig Männer nahmen teil: Fremont, der Führer; der Photograph; der Topograph (er fertigte die Landkarte an); sieben Gehilfen; zehn Delaware-Indianer; und zwei Mexikaner, die für die Pferde sorgten und die Arbeit im Lager verrichteten. Sie hatten keinen offiziellen Führer, deshalb plante Fremont die Reiseroute. Er war bereits als Pfadfinder des Westens berühmt geworden.

Auf dem ganzen Weg zu den Rocky Mountains hatte die Expedition wenig Schwierigkeiten. Aber als die Männer die Rocky Mountains erreichten, war es Dezember, und im Land war ein früher Winter eingebrochen. Das Überqueren der Berge war nun schwierig und gefährlich. Durch die Kälte und den Schnee kamen sie nur langsam vorwärts. Indianer stahlen ihnen einiges. Der Proviant ging aus, und sie mußten Pferde töten, um Nahrung zu haben. Mehr als zwei Monate lang kämpften die Männer sich durch die Berge. Endlich kamen sie an jenem Nachmittag im Februar zum Dorf Parowan. Sie waren krank, erschöpft und so schwach, daß ein Mann tot umfiel, als sie die Schlucht hinunterstiegen.

Die 400 Mormonen öffneten den todmüden Forschern Herz und Heim. Freundliche Familien nahmen einen oder mehrere der Männer auf, gaben ihnen zu essen, sorgten dafür, daß sie es warm hatten und stellten ihnen ein weiches, sauberes Bett zur Verfügung.

Carvalho hatte wie die anderen alle Härten der Reise durchgemacht. Er hatte mehr ertragen als jeder andere, ausgenommen Fremont, mit dem er oft in der kalten, nassen Nacht aufgeblieben war und ihm geholfen hatte, sich nach den Sternen zu orientieren und die Reiseroute festzulegen. Aber das Essen und die Nachtruhe hatten den Künstler wieder zu Kräften gebracht, und an

dem Morgen war er unterwegs und sah sich die netten Häuschen, die Gärten, die Ställe, das Kirchengebäude und das Schulhaus an. Er staunte darüber, was diese Leute in dem kleinen Tal — weit entfernt von jedem anderen Gemeinwesen — zustande gebracht hatten. Was geschah, als er so durch den Ort schlenderte, läßt sich am besten in seinen eigenen Worten erzählen:

„Auf meinem Spaziergang sah ich einen Mann vor einer Hütte aus Adobeziegeln auf und ab gehen; er hatte offensichtlich großen Kummer. Ich ging zu ihm und fragte ihn, warum er so niedergeschlagen sei; er antwortete mir, seine einzige Tochter — sechs Jahre alt — sei plötzlich in der Nacht gestorben; er wies auf die Tür, und ich betrat die Hütte.

Auf einer peinlich sauberen Strohmatratze lag eines der engelhaftesten Kinder, die ich je gesehen habe. Auf seinem Gesicht lag ein ruhiges Lächeln, und es sah eher nach der sanften Ruhe eines heilsamen Schlafes als nach dem immerwährenden Schlummer des Todes aus.

Wunderschöne Locken ringelten sich um die Stirn, die weiß wie Schnee war . . . Ich trat ganz leise ein, und störte dabei nicht die betrübte Mutter, die auf dem Bett lag, ihren Kopf im Kissen begrub und schluchzte, als wolle ihr das Herz brechen. Ohne zu überlegen, begann ich, eine Skizze von dem toten Mädchen vor mir anzufertigen, und nach einer halben Stunde hatte ich ein ausgezeichnetes Porträt fertig.

Durch eine leichte Bewegung im Raum wurde die Mutter veranlaßt, sich umzudrehen. Sie sah mich, und ich entschuldigte mich für mein Eindringen; ich sagte ihr, daß ich zur Gruppe des Gouverneurs gehörte . . . Ich riß das Blatt aus meinem Buch und gab es ihr, und man kann das Entzücken und die Freude nicht beschreiben, die sie zeigte, weil sie es haben konnte. Sie sagte, ich sei ein Engel, der vom Himmel zu ihrem Trost gesandt sei.

Sie besaß kein Bild von ihrem Kind. Ich bat sie, auf den zu vertrauen, der gibt und nimmt, und verließ sie, während sie zwischen Freude und Trauer schwankte. Ich ging hinaus, ohne daß mich der betrübte Vater sah, und dachte über die merkwürdige Kette von Ereignissen nach, durch die diese arme Frau einen friedevollen Hoffnungsstrahl für ihr trauerndes Herz erhalten hatte.“

Als ich am nächsten Tag zur Abreise fertig war, entdeckte ich im Wagen einen Korb mit Eiern, Butter und mehreren Brotlaiben und einen Zettel an mich mit den Worten: „Von einem dankbaren Herzen.“

Das kleine Mädchen, das der Künstler gezeichnet hatte, war Mary Ann Harrison. Ihre Familie bewahrte die Bleistiftzeichnung auf, sah sie oft an und erzählte die merkwürdige Begebenheit. 1950 feierte Parowan seinen hundertsten Geburtstag. Die Originalzeichnung wurde im Museum der Stadt ausgestellt, wo es ein beliebtes Erinnerungsstück an diese freundliche Tat an jenem kalten Februartag vor so langer Zeit darstellt. □


ZWILLINGE
Zeichnung von Lynn Titleman

Aus einem Interview von Joleen Meredith mit der Frau und den Kindern einer Generalautorität.

(Am Ende des Artikels steht der Name der Generalautorität.)

VON FREUND ZU FREUND



„Die Familie meines Mannes war sehr arm. Seine Mutter machte Teppiche und verkaufte sie im Handelsposten, und sein Vater hütete Schafe, machte Brennholz und brachte Wasser für die Familie“, erklärt die liebenswerte junge Frau dieser Generalautorität, während sie ihr Baby auf ihrem Schoß wiegt.

„Seine Familie bestand aus zehn Personen, und sie wohnten 25 Kilometer von der nächsten Stadt entfernt, in einem abgelegenen, einsamen Wüstengebiet. Es gab keine Autos und kein fließendes Wasser. Und das Trinkwasser war oft so schlecht, daß die Leute dort stattdessen Fruchtsaft und Limonade tranken.

Als mein Mann vier Jahre alt war, wurde er sehr krank und verfiel in ein Koma. Jeder dachte, er sei gestorben. Ja, man legte ihn sogar schon in einen Sarg. Bald darauf hörten sie aus dem Sarg ein schwaches Klopfen. Das Kind lebte! Man öffnete den Sarg schnell, und der Junge setzte sich auf. ‚Ich will eine Limonade‘, sagte er.

Seither war er als der ‚Limonaden-Junge‘ bekannt. Seine Eltern haben oft gesagt, daß dieses Erlebnis ihn verändert habe. Er war verantwortungsbewußter, und er half, sich um die anderen in der Familie zu kümmern. Er interessierte sich für andere und schien mit einer besonderen Gesinnung gesegnet zu sein.

Die Hauptnahrung seiner Familie bestand aus Fladen, die man aus Brötchenteig herstellte, geschmortem Hammelfleisch und dazu Limonade. Heute ißt er alles Heiße und Würzige gerne, was er pfeffern kann.

Bis er neun Jahre alt war, hütete er die Schafe; dann kam er ins Internat. Da die Leute dort seinen richtigen Namen nicht aussprechen konnten, gaben sie ihm einen englischen. Aber drei anderen Kindern gaben sie denselben Namen. So gab es Nummer eins, zwei, drei und vier mit diesem Namen.

Ein Missionarsehepaar der Kirche Jesu Christi, das bei der Handelsniederlassung wohnte, taufte meinen Mann, als er zehn Jahre alt war, und von dieser Zeit an besuchte er auch die Versammlungen der Kirche. Er wurde ausgewählt, am Bildungsprogramm der Kirche teilzunehmen und sollte nach Utah zu einer Pflegefamilie geschickt werden und dort zur Schule gehen. Eine Stunde bevor der Bus abfahren sollte, stülpte ihm ein Freund, Bruder Bloomfield, eine Schüssel über den Kopf und schnitt ihm schnell die Haare. Alles, was ihm gehörte, nahm er in einem Schuhkarton mit — er hatte keine Schuhe. Die Jeans, die er trug, bestand aus mehr Löcher als Stoff. Man setzte ihn am Abend in den Bus, Bruder Bloomfield gab ihm noch zwei Dollar, und man sagte ihm, daß er am Morgen ankommen werde.“

An dieser Stelle ihrer Erzählung dachte ich bei mir, wie schwer es doch für den kleinen Jungen gewesen sein muß, von seiner Familie ganz allein mit dem Autobus fortzufahren und an einen fremden Ort zu kommen, wo ganz andere Sitten herrschten und wo er niemanden kannte. Das einzige, was ihn mit den anderen verband, war seine Mitgliedschaft in der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.

Die Frau der Generalautorität fuhr fort:

„Am ersten Schultag in der neuen Schule in Utah scharten sich die Kinder um meinen Mann. Noch nie zuvor hatten sie einen Indianer gesehen. ‚Wo hast du deine Kriegsbemalung?‘ fragten sie. ‚Wo sind deine Mokassins?‘

Die neuen Pflegeeltern machten sich Sorgen, weil ihr Indianersohn so schüchtern war. Ja, das einzige, was er in den ersten drei Monaten zu ihnen sagte, waren die Worte ja und nein. Zu Weihnachten schenkten sie ihm neue Kleidung — zwei Hosen, vier Hemden, zwei Paar Socken usw. Die Mutter sagte zu ihm, er solle in sein Zimmer gehen und sie anprobieren. Es dauerte eine Weile, bis er wiederkam, und dann hatte er alle Hemden, Hosen und Socken an. Es war nicht leicht, sich an die neue Sprache und die neuen Sitten zu gewöhnen.

Obwohl mein Mann jetzt sehr beschäftigt ist, spielt er gern Football und Basketball. Wenn er etwas Freizeit hat — das ist nicht oft der Fall — dann spielt er gerne auf der Mundharmonika. Letztes Jahr zu Weihnachten spielte er auf der Weihnachtsfeier für die Generalautoritäten.

Mein Mann glaubt daran, daß der Familienabend eine gute Gelegenheit ist, die Kinder darin zu schulen, Führer zu sein. Er läßt immer eines der Kinder den Familienabend leiten. Ein Kind bestimmt, wer das Gebet sprechen soll und welche Lieder gesungen werden. Zum Schluß dankt das Kind, das den Familienabend geleitet hat, allen, die daran teilgenommen haben. Gewöhnlich wird derjenige, der den Unterricht gehalten hat, aufrichtig gelobt. Danach werden das Schlußlied und der Name desjenigen angesagt, der das Schlußgebet spricht.

Einmal mußte der Vater schon um fünf Uhr morgen zu einer Versammlung im Amtsgebäude der Kirche gehen. Später, als die Kinder gerade aufgestanden waren, rief er uns an, und wir hatten unser Familiengebet mit ihm am Telephon.“

Seine kleinen Kinder äußerten sich folgendermaßen: „Wenn Vati nach Hause kommt, sagt er mir, wenn ich mein Abendessen esse, darf ich auf seinem Rücken reiten. Manchmal läßt er auch meinen Freund reiten!“

„Vati hilft mir, Geld für meine Mission zu sparen.“

„Mein Vati zeigt uns, wie man alles saubermacht. Er sagt uns immer, daß wir auch die Spüle säubern sollen, nachdem wir das Geschirr gespült haben.“

„Er ist freundlich!“

„Wenn er mit uns Football spielt, müssen wir alle freundlich miteinander sprechen.“

Auf die Frage über das Lieblingsthema ihres Mannes bei Ansprachen sagt sie: „Er sagt immer, daß wir alle Kinder Gottes sind. Dabei kommt es nicht auf die Hautfarbe an, die wir haben, und daß es in unserer Kirche keinen Platz für ein Vorurteil gibt. Wenn er spricht, spricht er für die ganze Kirche, und nicht nur für die Lamaniten.“ □

(Antwort: Elder George P. Lee)

DIE DREITAUSEND-MEILEN-DAME

E. Dale LeBaron

„Ich weiß genau, wie man sich nach tausend Meilen fühlt", sagt Mavis Hutchison. „Es tut ganz schön weh."

Dabei waren es dreitausend Meilen und nicht bloß tausend; die dreiundfünfzigjährige Südafrikanerin lief 1978 buchstäblich quer durch die USA — von Los Angeles bis New York. Und als Mavis Hutchison nach Johannesburg zurückkam, begab sie sich auf eine Reise von ewiger Dauer — sie wurde Mitglied der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. Beides war eine große Herausforderung. Und beides hat ihr ungeheuer viel gebracht.

„Meine Laufbahn fing damit an, daß ich den Jungen nachlief", meint sie scherzend. Das ist buchstäblich war. Sie hat sechs Kinder, und ihre beiden jüngsten Söhne fingen an, Dauerlauf zu machen. Sie war damals siebenunddreißig und machte sich Gedanken um ihre Kondition, deshalb lief sie mit. 1963 war der Geländelauf im Transvaal ganz groß „in", und Mavis Hutchison wurde eine der ersten Geländeläuferinnen im Land. Ihr gefiel der Wettbewerb, die stetig wachsende Ausdauer und Selbstdisziplin und die Selbsterkenntnis, die sie dabei gewann.

Mavis Hutchison hatte sich vorher eigentlich nie für sehr sportlich gehalten. Ihr Vater, George Vaughn, war in Kimberley, dem Ort mit dem „größten von Menschen geschaffenen Loch der Erde", wo er für eine Diamantenschürfgesellschaft arbeitete, selbst Leichtathlet und Rugbyspieler. Seine Tochter Mavis war aber immer ein nervöses Kind gewesen. Als sie etwas über zehn Jahre alt war, litt sie an Veitstanz und mußte dreimal für drei Monate das Bett hüten. So war das Laufen eine unerwartete Entwicklung im Leben von Mrs. Hutchison, Mutter von sechs Kindern und inzwischen Großmutter von sieben.

Sie fing mit Gehen an und ging dann zum Geländelauf über. Sie setzte sich sehr dafür ein, dem Geländelauf in Südafrika offizielle Anerkennung zu verschaffen. Dafür wurde sie wie üblich durch noch mehr Arbeit belohnt: Sie wurde dazu bestimmt, die erste Frauenmannschaft zu betreuen, die Südafrika im Ausland vertrat und 1969 eine Tournee durch die Vereinigten Staaten machte.

Zu dem Zeitpunkt trainierte sie schon ernsthaft und schrieb sich für eins der strapaziösesten Marathonrennen der Welt ein, das „Comrades Marathon", das in Pietermaritzburg 750 m über dem Meeresspiegel beginnt und durch 90 Kilometer atemberaubender Landschaft in die Küstenstadt Durban führt. Das ist das Rennen „nach unten". Im darauffolgenden Jahr findet es jeweils in umgekehrter Richtung statt, wobei die Strecke sehr steil ansteigt.

Jetzt war das Laufen aus ihrem Leben schon nicht mehr wegzudenken. Sie stellte immer höhere Anforderungen an sich selbst und stand 1978 schließlich vor den zwei größten Herausforderungen in ihrem Leben. Einmal wollte sie quer durch die Vereinigten Staaten laufen. Außerdem war sie herausgefordert, die Botschaft der Mormonenmissionare anzunehmen.

Sie lernte die Missionare kurz vor ihrer Abreise in die USA kennen und bat sie, noch einmal wiederzukommen, da sie gerade mitten in den letzten Reisevorbereitungen steckte.

Am 12. März 1978 stand sie dann auf den Stufen des Rathauses von Los Angeles. Sie stand sowohl in geistiger als auch in physischer Hinsicht vor der größten Herausforderung ihres Lebens. „Es war mein größter Ehrgeiz, aber ich empfand auch Angst", meinte sie. „Würde ich es wirklich schaffen? Was lag da vor mir? War ich stark genug? Hatte ich mich richtig vorbereitet? Ich wünschte mir, ich wäre so vernünftig gewesen, zu Hause zu bleiben."

Dann schlug die Uhr neun, und sie lief los. Sie lief jeden Tag vierzehn Stunden lang, lief jeden Morgen um vier Uhr los und unterbrach nur zum Essen. Zwei Kleinbusse begleiteten sie. Sie lief durch dreizehn Bundesstaaten, durch vier verschiedene Zeitzonen. Sie machte sechs Millionen Schritte und trug abwechselnd fünfundzwanzig Paar Schuhe, die vierzigmal repariert werden mußten.

Das Wetter schlug ständig um. Vier Wochen lang kämpfte sie sich mühsam durch brütende Hitze voran. In den vier Wochen darauf rang sie mit stürmischen Winden, die sie mehr als einmal buchstäblich von den Füßen wehten, und sie ächzte unter der Last von zwei Trainingsanzügen, einer Baskenmütze, Handschuhen und einer Windjacke. Dann regnete es sieben Tage lang ununterbrochen. Eine Regenjacke hielt sie genau eine Stunde lang trocken. Sie zog immer zwei an und blieb damit vier Stunden lang trocken.

Das Wetter war aber nicht die einzige Schwierigkeit. „Der Verkehr war schrecklich", stöhnt sie. An einem gefährlichen Abschnitt sauste alle sieben Sekunden ein Auto an ihr vorbei. Sie setzte nur einen Tag aus — am dreiunddreißigsten — weil sie einen Splitter im Schienbein hatte, der ihr das Weiterlaufen unmöglich machte. Am nächsten Tag biß sie die Zähne zusammen und lief weiter, auch wenn sie das rechte Bein bloß nachziehen konnte.

„Ich habe oft darum gebetet, ich möge den Mut haben, weiterzulaufen", erinnert sie sich. „Ich habe Gott nicht gebeten, die Schmerzen wegzunehmen. Er sollte mir nur helfen, sie zu ertragen." Sie betete oft: „Bitte, Gott, gib mir die Kraft, gegen den Wind anzukämpfen und die Strecke durchzuhalten. Gib mir den Willen, weiterzumachen." Sie zweifelte nie daran, daß sie an ihrem Ziel ankommen würde, allerdings wußte sie manchmal nicht, wie sie den Tag oder die nächste Stunde bewältigen sollte. Und dann betete sie mit den Worten des Kirchenliedes: „Ich will nicht fragend in die Zukunft sehn, nur Schritt für Schritt von dir geleitet gehn!"

Schließlich hatte das Wetter ein Erbarmen mit ihr, und die beiden letzten Tage waren unvorstellbar schön. Sie lief in New York ein und kam am 20. Mai kurz vor Mittag am Rathaus an — als einzige Frau in der Geschichte, die von Küste zu Küste quer durch die Vereinigten Staaten gelaufen war. Sie war richtig aufge-

dreht von ihrem Lauf und war nach neunundsechzig Tagen, zwei Stunden und vierzig Minuten überrascht, als schon alles vorbei war. „Es kam plötzlich", meint sie.

War es die Anstrengung wert? „O ja! Ich habe eine Entwicklung durchgemacht, wie ich sie mir nie hätte träumen lassen. Ich habe gelernt, daß nichts unmöglich ist, wenn man nur bereit ist, sich auch dafür anzustrengen. Und man muß es selbst tun. Es kann nicht jemand anders für einen laufen. Ich habe auch gelernt, daß Fehlschläge wichtig sind. Wir lernen dadurch Selbstzucht, Geduld, Ausdauer und die Fähigkeit, mit Enttäuschungen fertigzuwerden."

Irgendwie hatte dieser strapaziöse Lauf sie auch für das Evangelium bereitgemacht, obwohl ihr das jetzt natürlich noch nicht bewußt war. „Die weite, offene Straße öffnete mir Sinn und Herz für ein verborgenes Sein. Jetzt war ich bereit, mich selbst zu entdecken." Nach der Furcht vor dem Versagen und dem Schmerz der harten Anstrengung kam ein unerschütterliches Selbstbewußtsein, das die Wahrheit ehrte und den Schein verachtete. Und die „reinigende Einsamkeit" des langen Laufs hatte sie sehr empfänglich für Freude gemacht.

Nun hatte sie die Möglichkeit, in weitere Schichten ihres eigenen Ichs vorzudringen. Einen Monat nach ihrer Rückkehr nach Johannesburg kamen wieder zwei Missionare zu ihr. Sie beteiligte sich voll Begeisterung an den sechs Lehrgesprächen und war sicher, sie würden nie aufhören zu kommen, da ihr die Besuche so große Freude machten. Als sie dann aber gefragt wurde, ob sie sich am nächsten Samstag taufen lassen wollte, war sie zutiefst verblüfft und richtete es sich schnell so ein, daß sie am nächsten und am übernächsten Samstag und danach immer irgendetwas vorhatte.

Sie kannte sich allerdings zu gut, um sich dieser Auseinandersetzung nicht doch zu stellen. „Ich wußte, es waren nur Ausreden. Ich wußte auch: wenn ich mich der Kirche nicht anschloß, würde ich wieder in die Irre gehen, es war nämlich jetzt ein Licht in meinem Leben, das ich vorher nie gekannt hatte."

Daß die Entscheidung so klar war, machte es kein bißchen leichter. Sie mußte sich allein taufen lassen, als einzige in ihrer Familie. Sie mußte ihren Lebensstil ein drittes Mal völlig ändern. Es würde weh tun. Doch sie betete und spürte, daß der Geist des himmlischen Vaters ihr sagte, sie müsse das Rechte tun. Auch gab der Geist ihr ein, nur sie allein könne die Entscheidung treffen.

Sie entschied sich. Am 30. September 1978 wurde sie in der Gemeinde Ramah getauft. In seelischer Hinsicht stand sie noch einmal auf den Stufen des Rathauses von Los Angeles. „Es wurden viele Leute mit mir getauft. Sie sahen alle so ruhig, so sicher und so überglücklich aus. Ich war sehr nervös und sehr unsicher und in diesem Augenblick auch sehr unglücklich. Hatte ich mich richtig vorbereitet? Tat ich das Rechte? Ich ging da eine ungeheure Verpflichtung ein. Würde ich ihr gerecht werden?"

Hat es sich gelohnt, Mitglied der Kirche zu werden? Gewiß! „Ich weiß, ich habe mich richtig entschieden. Ich weiß, ich werde noch oft darum beten müssen, daß ich die Kraft habe, den nächsten Schritt zu gehen, doch nach meiner Taufe wußte ich, daß ich den Weg bis ans Ende gehen konnte. Es ist die wichtigste Reise meines Lebens."

Seit ihrer Taufe dient sie mit Begeisterung in der Kirche. □

ICH HABE EINE FRAGE

Die Antworten sollen Hilfe und Ausblick geben, sind aber nicht als offiziell verkündete Lehre der Kirche zu betrachten.



William E. Berrett,
Pfahlpatriarch und emeritierter Professor für Kirchengeschichte und Dogmatik an der Brigham-Young-Universität

Kann es echte Heilungen geben, die nicht durch das Priestertum vollbracht werden?

Wenn man über diese Frage nachsinnt, sollte man daran denken, daß ein Apostel des Herrn einmal zu diesem Thema gesagt hat:
„Meister, wir haben gesehen, wie jemand in deinem Namen Dämonen austrieb, und wir versuchten, ihn daran zu hindern, weil er nicht mit uns zusammen dir nachfolgt.
Jesus antwortete ihm: Hindert ihn nicht! Denn wer nicht gegen euch ist, der ist für euch" (Lk 9:49, 50).
Es ist gewiß gut, geheilt zu werden. Und es gibt außer einem Segen durch das Priestertum vieles, was zur Heilung führt: gesundheitsbewußtes Verhalten, Kräuter, Arzneien, gläubiges Beten.
Gott hat uns als Wegweiser zur Gesundheit das Wort der Weisheit gegeben. Auch hat er allerlei Kräuter in die Erde gebracht, die heilende Eigenschaften aufweisen. Im Buch Alma lesen wir: „Es gab einige, die am Fieber starben, das zu einigen Jahreszeiten im Land sehr häufig war — aber doch nicht soviel am Fieber, und zwar wegen der ausgezeichneten Eigenschaften der vielen Pflanzen und Wurzeln, die Gott bereitet hatte, um die Ursache von Krankheiten zu

beseitigen, denen die Menschen aufgrund des Klimas unterworfen waren" (Al 46:40).
Während langer Zeitalter haben die Medizinmänner in allen Kulturkreisen viele Heilmittel der Natur benutzt, und viele Menschen sind dadurch geheilt worden. Und in unserer Zeit schüttet Gott Kenntnisse über die Erde aus, mit deren Hilfe die Ärzte vielen Kranken und Bedrängten Erleichterung verschaffen — erfreulicherweise in viel größerem Ausmaß als mit den Wirkungen der Heilkräuter, die den früheren Kulturen zur Verfügung standen.
Gott erwartet von uns, daß wir uns alles nutzbar machen, was er geschaffen hat, um uns von Beschwerden zu befreien. Am meisten zerbricht man sich jedoch über Heilungen den Kopf, bei denen dem Kranken keine bekannten natürlichen Heilmittel verabreicht wurden und keinerlei ärztliche Kunst angewendet wurde. Gewöhnlich spricht man hier von *Heilung durch Glauben* — Heilungen, die entweder durch die Macht des Geistes über den Körper oder durch Einwirkung der Macht Gottes erzielt worden sein können. Beide Methoden haben ihre Berechtigung, doch werden sie oft verwechselt. Eine durch die Macht des Geistes über den Körper bewirkte Heilung wird oft irrtümlich für eine Heilung durch das Priestertum gehalten.
Je mehr wir über die Macht des Geistes über den Körper erfahren, desto deutlicher wird, daß unser Geist bis zu einem gewissen Grad — wir wissen bisher kaum, wie dies geschieht — bei bestimmten gesundheitlichen Fortschritten eine entscheidende Rolle spielen kann und auch spielt. In den meisten Fällen fangen wir jedoch gerade erst an, diese Fähigkeiten zu erahnen, anstatt daß wir fähig wären, sie anzuwenden.
Zahllose Heilungen wurden dadurch bewirkt, daß die Macht des Geistes über den Körper zur Anwendung gebracht wurde. Bei Eingeborenen wenden die Medizinmänner manchmal abwegige Methoden an, um den Glauben des Kranken daran zu wecken, daß er geheilt werden kann. Die Heilung erfolgt dabei oft nicht infolge der Zaubersprüche des Medizinmanns, sondern aufgrund eines Naturgesetzes, kraft dessen der Geist den Körper beeinflussen kann. Der Prediger George Fox, der die Gesellschaft der Quäker gegründet hat, ist mit einigem Erfolg für Heilungen durch Glauben eingetreten. Allzuoft ist die Krankheit jedoch zurückgekehrt, was er dann als Strafe Gottes für Ungehorsam hingestellt hat. Andere Heilungen kommen an heiligen Stätten wie Mekka in Arabien vor. Allerdings geschieht dies nur bei einem sehr geringen Teil derer, die hingehen, um geheilt zu werden. Auch bei Erweckungsversammlungen gibt es Heilungen durch Glauben. Zum Teil wird jedoch bezweifelt, daß es dauerhafte Heilungen waren. Die Anhänger der christlichen Wissenschaft behaupten überdies, daß es eigentlich keine Schmerzen gebe; sie seien nur ein Irrtum des menschlichen Verstandes.

Ich glaube, viele, die durch die Macht des Geistes über den Körper geheilt werden, werden von Menschen mit guten Absichten beeinflußt und nicht von solchen, die unter dem Einfluß des Teufels stehen. Der Glaube, der an heiligen Stätten zu Heilungen führt, ist meiner Meinung nach auch nicht unbedingt das Werk des Teufels, sondern vielleicht einfach nur die Anwendung eines unbekannten, gottgegebenen Lebensgrundsatzes. Wenn wir all diese Heilungen dem Teufel zuschreiben, dann, so glaube ich, tun wir den wohlmeinenden Menschen Unrecht, die den Glauben des Kranken wecken wollen. Offenkundig ist aber auch, daß das Beschwören und Zureden und die Begleitumstände sowie die Menschen selbst bisweilen nicht den Geist Gottes erkennen lassen.

Wir müssen auch, glaube ich, einsehen, daß es Scharlatane gibt, die von unheiligen Absichten erfüllt sind. Sie wenden den wahren Grundsatz der Wechselwirkung zwischen Geist und Körper in teuflischer Weise an. Der Teufel kann zwar nichts Gutes tun, doch kann ein von bösen Absichten erfüllter Mensch zuweilen Gutes und Böses vermischen. Dies hat Brigham Young dazu veranlaßt, folgendes über die zu seiner Zeit praktizierte Hypnose zu sagen: „Der Mesmerismus ist verdrehte Wahrheit. Er entspringt allerdings heiligen und rechtschaffenen Grundsätzen, die jedoch durch die Macht des Teufels verdreht worden sind ... Zeigt mir doch nur einen Grundsatz, der durch die Macht des Teufels hervorgebracht worden ist. Das könnt ihr nicht. Ich bezeichne das Böse als etwas Gutes, das verdreht worden ist, oder als richtigen Grundsatz, den man zum Bösen benutzt hat.“ (*Journal of Discourses*, III:156 f.)

Beispiele dafür, wie wahre Grundsätze zum Bösen benutzt worden sind, finden wir in Schilderungen der Bibel und aus der Geschichte. So bedienten sich zum Beispiel die ägyptischen Zauberer dämonischer Mächte und konnten dadurch viele Wunder nachahmen, die Mose durch die Macht Gottes vollbracht hatte (siehe Ex 7, 8). Zur Zeit der ersten Apostel stellte der Zauberer Simon seine satanische Macht so überzeugend als göttlich hin, daß viele, „jung und alt, ... sagten: Das ist die Kraft Gottes, die man die Große nennt“ (Apg 8:10). 1830 behauptete Hiram Page, einer der acht Zeugen für das Buch Mormon, er empfange durch einen gewissen Stein, den er erhalten habe, Offenbarungen für die Kirche. Obwohl diese „Offenbarungen“ denen widersprachen, die Joseph Smith vom Herrn empfangen hatte, wurden viele Mitglieder der Kirche durch die Art und Weise getäuscht, wie er sie empfing, so auch Oliver Cowdery. Da gebot der Herr Oliver Cowdery: „Du sollst ... ihm (Bruder Page) sagen, daß das, was er mittels jenes Steins geschrieben hat, nicht von mir ist und daß der Satan ihn täuscht“ (LuB 28:11). Acht Jahre später kehrte Hiram Page der Kirche den Rücken. Offenbar hat der Satan den Menschen in diesen Fällen große Macht verliehen — so ähnlich der von den

wahren Knechten Gottes an den Tag gelegten Macht, daß viele sich täuschen ließen. Mir scheint daher, daß man einen wahren Grundsatz zum Guten und zum Bösen anwenden kann.

Mit diesem Verständnis anderer Formen der Heilung — einige sind gut, andere sind vom Satan — wollen wir uns nun der Heilung durch das Priestertum zuwenden. Den Heilungen, die allein durch Glauben bewirkt werden, sind Grenzen gesetzt. Wenn der Glaube des Kranken jedoch mit der heilenden Kraft des Priestertums zusammenwirkt, sind den möglichen Ergebnissen keine Grenzen gesetzt. Hören wir, wie Christus die Nephiten einlädt:

„Habt ihr Kranke unter euch? Bringt sie her. Habt ihr Lahme oder Blinde oder Gichtbrüchige oder Krüppel oder Aussätzige oder die verdorrt sind oder die taub sind oder die in irgendeiner Weise bedrängt sind? Bringt sie her, und ich werde sie heilen, denn ich habe Mitleid mit euch; mein Inneres ist von Barmherzigkeit erfüllt" (3Ne 17:7).

Auch bei einer Heilung durch das Priestertum ist der Glaube des Kranken ein entscheidender Faktor, doch ist dies der wahre Glaube an eine wahre Macht: das Priestertum. In solchen Fällen hat der Glaube gewissermaßen die Funktion eines Katalysators beim Hervorrufen der gewünschten körperlichen Reaktion. Markus berichtet in seinem Evangelium, daß der Herr nur wenige Heilungen vollbringen konnte, als er zu den Menschen in seinem Heimatort Nazaret kam, und zwar wegen des Unglaubens dieser Menschen (siehe Mk 6:5).

Wenn einem Kranken, der Glauben hat, vom Priestertum Gottes die Hände aufgelegt werden, strömt ein machtvolles heilendes Element vom Priestertumsträger zu dem Geist und dem Körper des Kranken. Es ist ebenso real vorhanden wie ultraviolette Strahlen oder Laserstrahlen, hat aber einen weitaus mächtigeren Einfluß auf den Körper, wenn die Vorbedingungen dazu erfüllt sind. Brigham Young hat es so erklärt:

„Wenn ich einem Kranken die Hände auflege, erwarte ich, daß die heilende Kraft und der heilende Einfluß Gottes durch mich auf den Kranken übergehen und daß die Krankheit weicht." (*Discourses of Brigham Young*, 1977, S. 162.)

Die Welt versteht diese heilende Macht nicht, die bei einem ordnungsgemäßen Segen durch das Priestertum herabströmt. Das Volk Gottes kennt sie und bezeugt, daß es sie gibt. Somit erkennen die Heiligen der Letzten Tage zwar an, daß der Glaube auch ohne einen Segen durch das Priestertum etwas bewirken kann, doch setzen sie ihre Hoffnung auf die viel stärker wirkende heilende Macht des Priestertums Gottes, die alle anderen Formen der Heilung umfaßt und, wo nötig, weitaus wirkungsvoller ist als diese (siehe LuB 42:44). □

DAS KLEINE BUCH



Jacque Felshaw

Das brennende Zeugnis von Gottes Liebe, das mich noch immer erfüllt, habe ich schon mit zehn Jahren bekommen, zu einer Zeit, wo ich Kraft brauchte, um eine sehr beängstigende Erfahrung durchzustehen. Dieses Zeugnis, das tief in meiner Seele verankert war, wurde zur Triebkraft meiner Suche nach der Wahrheit. Es hat mich Jahre später zu einem Zeugnis vom Evangelium und zur Mitgliedschaft in der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage geführt.

Es begann mit Tante Maggie und einem kleinen Buch mit dem Titel „Die Zehn Gebote", das sie meiner jüngsten Schwester zu Weihnachten geschenkt hatte. Tante Maggie hatte mehr vom Wesen eines Engels an sich als alle anderen, die ich kannte, und so gab es bei mir keinen Zweifel daran, daß wir nach jedem Wort leben sollten, das in diesem Buch stand. Tante Maggie liebte die heilige Schrift. Sie führte ein selbstloses Leben, und wenn unsere Familie zusammen war, sprach sie immer davon, wie wichtig es sei, daß man die Lehren Christi kennenlernt und sie sich im täglichen Leben zur Richtschnur macht. Ich fühlte Wärme und Geborgenheit, wenn ich bei ihr war, und wenn ich das kleine Buch las und mir die hübschen Zeichnungen — sie stellten eine Familie dar — ansah, stellte sich dieses Gefühl wieder ein. Ich wußte: Ich wünschte, daß unsere Familie auch so aussähe.

Eines Tages spielten meine kleine Schwester Edres, mein jüngerer Bruder Wade und ich in den Sanddünen hinter dem Feld bei unserem Haus. Plötzlich fühlten wir, daß sich etwas an der Luft änderte. Als wir hochschauten, konnten wir sehen, wie ein grimmiger, finsterer Sturm heranbrauste. Solche Stürme hatten wir schon erlebt. Einer hatte vor kurzem unsere Windmühle zum Einsturz gebracht, in unserem Garten große Äste abgerissen und kleine Schuppen über den Erdboden hüpfen lassen!

Jetzt hatten wir Angst, und Edres fing zu weinen an. Ich nahm sie an der einen Hand, und mein Bruder nahm sie an der anderen, und dann begannen wir nach Hause zu rennen. Meine kleine Schwester konnte jedoch nicht lange mithalten, und so mußten wir langsamer laufen, obwohl noch eine Wiese und ein Obstgarten vor uns lagen. Während wir hastig liefen, sagte ich immer wieder: „Keine Angst. Der Herr sorgt für uns. Wenn wir tun, was er in den ‚Zehn



Geboten' gesagt hat, wird er uns beschützen."
Ich muß diese Worte mehr als ein dutzendmal wiederholt haben, teils um meine Geschwister zu beruhigen, teils als eine Art Gebet. „Der Herr liebt die kleinen Kinder", sagte ich ihnen. „Er möchte von uns nur, daß wir die Gebote halten. Wenn wir ihn um Hilfe bitten, hilft er uns auch." Ich fürchtete mich, aber ich konnte es mir nicht anmerken lassen, weil ich verhindern mußte, daß meine Geschwister sich fürchteten. Ich wußte: wir mußten das Haus erreichen, ehe der Sturm mit voller Gewalt zuschlug, doch Edres konnte mit ihren kleinen Beinen nicht sehr schnell laufen. Nach allem, was Tante Maggie gesagt hatte und was in dem kleinen Buch geschrieben stand, wußte ich trotzdem, daß uns der Herr helfen würde.
Und dann kam das Zeugnis. Wir waren gerade an den Pfirsichbäumen im Garten vorbeigekommen und liefen nun an den Apfelbäumen vorbei, als eine brennende, belebende Wärme durch meinen Körper wallte und mich wissen ließ, daß die Worte, die ich meinen ängstlichen Geschwistern sagte, richtig waren. Dieses innere Brennen konnte ich nie vergessen. Ich fühlte mich, als sei ich drei Meter groß! Angst hatte ich überhaupt nicht mehr. Obwohl der Wind stärker wurde und Hagelkörner und riesige Regentropfen herabzufallen begannen, wußte ich, daß wir sicher zum Haus gelangen würden.
Meine Mutter kam herausgelaufen, uns entgegen. Sie nahm Edres auf den Arm, und wir beeilten uns, so schnell wir konnten, zum Haus zu kommen. Als ich später mit meinen Gedanken allein war, dachte ich darüber nach, was dort draußen auf dem Weg durch den Obstgarten geschehen war. Ich wußte, daß ich ein geistiges Erlebnis gehabt hatte und daß es mit dem zu tun hatte, was in dem Buch „Die Zehn Gebote" stand. Aus den religiösen Gesprächen, die meine Mutter, meine Großmutter und Tante Maggie miteinander führten, wußte ich, daß noch viel mehr dahinter stand, und ich wußte: Irgendwo auf Erden gab es eine Kirche, die lehrte, wie wir nach dem Willen des Herrn — so wie ich ihn erkannt hatte — leben sollten.
Dieses Erlebnis wurde mir sehr kostbar. Jahre später fand ich die Heiligen der Letzten Tage, und das gleiche Brennen, das ich als Kind verspürt hatte, kam wieder. Wie dankbar bin ich Tante Maggie und ihrer Liebe zur heilign Schrift, wie dankbar bin ich für jenes Geschenk von ihr: das kleine Buch! □



DER „TOBENDE NORMAN"

Sharon Brown
(nach Keith Browns Schilderung)

Der schöne Ausflug wurde zu einem schrecklichen Kampf ums Überleben, einem Kampf gegen eisigen Regen und tobende Fluten. Durchnäßt und erschöpft sahen sich die Pfadfinder vor die einfache Wahl gestellt: Unterschlupf finden oder sterben.

Im Sierra-Gebirge dauert ein sommerlicher Regen gewöhnlich nur ein paar Stunden. Deshalb machte ich mir keine Sorgen, als es zu regnen anfing. Ich sagte den Jungen, daß sie ihr Gepäck aufschnallen sollten und daß wir im Regen zu den hochgelegenen, abgeschiedenen Seen im Bench-Tal wandern würden, die auf einen guten Fischfang hoffen ließen. Nach vier Tagen Wandern und Kampieren wußten wir nicht, daß Kalifornien gerade von dem tropischen Sturm „Norman" heimgesucht wurde. Der „Tobende Norman" schickte sich an, sich in ganz Kalifornien auszutoben: mit Regen, Wind und mit Wellen, die die Schiffe schaukeln ließen. Doch an jenem ersten Montag im September genossen wir noch den kühlenden Regen.

Eine Woche im Sierra-Gebirge — das war für mich als Bischof und die sechzehn- und siebzehnjährigen ein alljährlicher Ausflug geworden. Als Teenager war ich schon oft im Sierra-Gebirge gewandert. Jetzt, als Bischof, fand ich, daß ich durch die Wanderungen den Jungen näherkam, als es anders möglich wäre. Es war mein sechster Ausflug als Führer der Kirche und bisher einer der leichtesten. Erstens halfen mir zwei ältere Erwachsene, Bruder Rich und Bruder Christiansen. Zweitens hatte ich sieben der Jungen schon vorher dabeigehabt.

Nur für zwei 14jährige war dies die erste Wanderung im Sierra-Gebirge. Der eine, Steven Knight, hatte diesen Plan schon, seit sein Bruder Jim nach dem vorjährigen Ausflug begeistert vom Angeln, von der Kameradschaft und von der schönen Natur erzählt hatte. Steven Knight und Kurt Moody, der andere erstmalige Teilnehmer, waren richtig hingerissen. Ich stellte fest, daß ihre Unerfahrenheit die üblichen kleinen Probleme mit sich brachte, die sich bei jedem Anfänger stellen: sie machten gelegentlich Fehler, sie klagten über das mühselige Schleppen des Rucksacks, und sie hatten wunde Knöchel und steife Muskeln. Doch insgesamt machte uns der Marsch von elf Kilometern an jenem Tag allen Spaß. Wir überquerten mehrere Bäche, gingen über eine große Wiese und schafften den steilen Aufstieg zum Bench-Tal.

„Noch nicht das Lager aufschlagen, Jungens", war meine Anweisung. „Wir wollen keine nassen Zelte, solange wir es verhindern können. Laßt euren Poncho an und wartet, bis es vorbei ist."

Ich glaubte immer noch, der Regen würde bald aufhören — wie immer, wenn ich dort war. Als es später am Nachmittag immer noch regnete, schlugen wir doch das Lager auf.

„Spaltet ein paar Holzklötze, damit wir trockenes Holz bekommen. Dann wollen wir Feuer machen", ordnete ich an.

„Geht es im Regen denn nicht aus?" fragte Jim.

„Baut das Feuer dicht bei der Felswand dort. Da ist es etwas vor dem Regen geschützt. Wir werden das Feuer so groß halten, daß es trotz des Regens weiterbrennt."

Nach einem durchweichten, aber warmen Abendbrot krochen wir in unsere Zelte, um das Ende des Sturms abzuwarten. Es kam Wind auf, und es regnete und regnete.

„Bruder Brown!"

Ich wachte auf. Es war noch Nacht, und es regnete immer noch. Steven stand zitternd und naß draußen vor meinem Zelt.

„Unser Zelt ist undicht. Ich bin ganz n-n-naß und kalt."

Ich steckte Steven zu Steve Rich, mit dem ich mein Zelt teilte. Ich wußte nicht, daß Steven die Einstieglasche seines Zeltes offengelassen hatte. Den Rest der Nacht regnete es weiter durch — auf Kurt, seinen Zeltgenossen.

Mehrere Stunden später wachte ich mit dem Gefühl auf, unter etwas Nassem zu ersticken. Der Wind hatte die Zeltpflöcke aus der Erde gerissen, weil diese zu naß war, um ihnen Halt zu geben. An einem Ende war das Zelt zusammengefallen, so daß sich das darauf angesammelte Wasser über uns ergoß. Ich wühlte mich nach draußen und machte die Pflöcke wieder fest. Auch brachte ich das Feuer wieder in Gang. Als ich zu meinem Zelt zurückkam, war das andere Ende zusammengestürzt. Ich stellte es wieder auf und kroch hinein. Es dauerte lange, bis ich mich wieder warm fühlte.

Alles war naß im Lager, als der Morgen dämmerte. Als Keith und Mark Nelsen aufwachten, stellten sie fest, daß sich neben ihrem Zelt, höchstens 15 Zentimeter davon entfernt, ein Teich bildete. Zwischen zwei anderen Zelten floß ein neuer Wasserlauf hindurch. An der Felswand, die das Gepäck hatte schützen sollen, strömte das Wasser herab und durchnäßte das Gepäck. Der Schlafsack der meisten Jungen war naß. Von den Felsklippen, die uns umgaben, flossen Wasserfälle ins Tal hinunter. Es war ein

eindrucksvolles, aber auch furchterregendes Schaupiel.
„Wir sollten machen, daß wir hier wegkommen“, sagte Bruder Christiansen, „sonst werden wir noch vom Wasser eingeschlossen“.
„Sind wir nicht ziemlich hoch?“ fragte Steve Young. „Der Regen könnte in Schnee übergehen. Dann sitzen wir noch in einem Schneesturm fest.“
Beide hatten recht. Wir beschlossen, mit dem Abstieg zu beginnen. Unten würden wir besseren Unterschlupf finden, und es würde nicht so kalt sein. Hastig brachen wir das Lager ab.
„Wieviel von diesen Lebensmitteln sollen wir mitnehmen? Wir müssen doch nicht alles zurückschleppen, oder?“ fragte Steve Rich.
„Nein, wir nehmen nur mit, was wir brauchen“, stimmte ich zu.
„Laßt uns heute den ganzen Weg bis zu den Autos gehen. Ich habe genug von diesem Regen“, brummte Cornell Hansen.
Die Jungen stimmten alle laut zu. Aber ich war mir nicht sicher.
„Ich weiß nicht, ob wir bei diesem Regen heute die ganzen 30 Kilometer marschieren können“, sagte ich. „Wir sollten uns lieber für vier Mahlzeiten eindecken, falls wir aufgehalten werden.“
„Ach, Bischof, muß das sein?“
„Ja, es muß sein. Also los jetzt!“
Der Marsch wurde bald zu einem Alptraum. Unsere Furcht vor Überschwemmungen war begründet. Kleine Bäche, durch die wir hindurchgegangen waren, ohne uns die Hosenumschläge naß zu machen, waren zu reißenden Flüssen geworden, die an uns zerrten und versuchten, uns hinabzuziehen. Überall waren Wasserfälle. Der Pfad war selbst zu einem Wasserlauf geworden, und es war



schwierig, ihm zu folgen. Der Wind peitschte uns Zweige in den Weg. Wir verpaßten unsere Abzweigung und gingen den weiteren Weg zur Maxon-Wiese hinunter. Ich erinnerte mich vom vorigen Jahr her an eine Försterhütte auf dieser Wiese. Vielleicht konnten wir dort Zuflucht suchen. Wir schleppten uns in dem kalten Wind und Regen dahin. Als wir endlich eine Stelle erreichten, von der aus wir die Wiese überblicken konnten, blieben wir entsetzt stehen.
„Seht mal, das ist ja ein See!“
Die Wiese stand in der Tat knietief unter Wasser. Die Hütte sah wie eine seltsame Arche aus. Das steigende Wasser plätscherte gegen das Fundament. Wir wateten durch den See und gingen weiter.
Oft stand der Pfad jetzt hüfttief unter Wasser. Wir fühlten uns alle kalt und elend.
„Einfach immer weiter, Jungens“, sagte ich anfeuernd. „Dann kommen wir aus diesem Schlamassel raus.“
Aber ich hatte nicht mit dem Fall Creek gerechnet. Auf dem Hinweg war es noch ein schmaler Bach gewesen, durch den wir hindurchgewatet waren. Er war nur

drei Meter breit und 30 Zentimeter tief gewesen. Jetzt war er ein reißender, schäumender Strom und 30 Meter breit. Das Wasser würde uns reichlich bis über den Kopf gehen.
Wir mußten durch den Fluß hindurch. Unsere Situation wurde kritisch. Wir waren naß und ausgekühlt, und es gab keine Möglichkeit, uns abzutrocknen und aufzuwärmen. Die meisten Jungen hatten einen naßen Schlafsack, wir hatten keinen trockenen Unterschlupf, und alles Holz war durchweicht oder unter Wasser. Solche Wassermassen sind einfach unvorstellbar.
Wir mußten über den Fluß hinüber. Aber wir konnten nicht hinüber. Zum Waten war er zu tief, zum Schwimmen zu reißend. Eine Brücke konnte man nicht schlagen, dazu war er zu breit. Weiter oben kam der Fluß durch eine tiefe Felsenschlucht herab. Dort konnten wir ihn auch nicht überqueren. Ich betete zum Vater im Himmel, daß ich wie Mose das Wasser irgendwie teilen könnte. In der Hoffnung, einen Übergang finden zu können, gingen wir flußabwärts.
Nachdem wir etwa 400 Meter gegangen waren, entdeckte Bruder Rich eine riesige Kiefer, die „zufällig" den Fluß überbrückte. Wir hatten schon öfter Kiefern gesehen, die einen Wasserlauf überbrückten, aber keine war so groß gewesen wie dieser riesige alte Baum. Zwar reichte er nicht von Ufer zu Ufer, doch waren beide Enden an so flachen Stellen, daß wir sie erreichen konnten, wenn wir hüfttief durch das Wasser wateten.
Bruder Rich versuchte den Übergang als erster, um zu sehen, ob er sicher war. Als er auf die Kiefer stieg, wippte sie im Wasser zwar auf und ab, blieb aber an ihrem Platz. Behutsam arbeitete er sich voran und kam sicher hinüber. Dort stieg er hinunter und watete durch die Bäume zu höherem Terrain, bis wir ihn nicht mehr sahen.
Ich versuchte den Übergang als dritter. Nach ein paar Schritten blieb ich stehen. Ich hatte das Gefühl, die zwei Jüngeren würden es ohne Hilfe nicht schaffen. Ich drehte mich um, aber hinter mir waren schon andere auf dem Baumstamm.
„Keith", rief ich. Der große Blonde schaute auf. „Geh zusammen mit Steven rüber und hilf ihm, wenn er nicht klarkommt!" Er nickte.
„Und Jeff, du gehst mit Kurt!"
„Wird gemacht", antwortete Jeff.
Keith und Steven begannen den Übergang auf dem schlüpfrigen Baumstamm. Äste, Zweige und allerlei anderes, was die Flut herabspülte, blieben an den Zweigen des umgestürzten Giganten hängen.
„Tritt dahin", sagte Keith.
Steven machte einen Schritt, doch hatte er Keiths Weisung mißverstanden. Der Ast verschwand unter dem schäumenden Wasser und Steven mit ihm. Sein Gepäck zog ihn ganz unter Wasser. Die Strömung begann ihn unter den Baumstamm zu drücken. Es drohte die Gefahr, daß er nicht mehr herauskam und ertrank. Keith reagierte schnell. Er langte hinunter und packte Stevens Rucksack. Mit einem kräftigen Ruck zog er ihn zurück auf den Baumstamm.
Sie hatten nun Angst, aber es gab keine andere Möglichkeit, als weiter über den Baumstamm zu gehen. Für Steven war die Gefahr noch nicht vorüber. Er trat auf einige Äste, die unter ihm wegschnellten. Abermals fiel er ins Wasser und wurde wieder fast unter den riesigen Baum gedrückt. Erneut langte Keith hinunter und zog ihn heraus.

Jetzt traute sich Steven keinen Schritt mehr voran. Keith half ihm weiter, indem er ihm das Gepäck trug. Ohne dieses zusätzliche Gewicht schaffte Steven dann den gefährlichen Weg und brachte sich in Sicherheit.

Als Steven festen Boden erreicht hatte, fing er an zu zittern. Er war völlig ausgekühlt und hatte anscheinend einen Schock erlitten, weil er fast ertrunken wäre.

„Wir wollen dir mal ein paar trockene Sachen verpassen", sagte ich aufmunternd und versuchte so, ihn von der überstandenen Gefahr abzulenken. Ich gab ihm mein Hemd und den trockenen Wollpullover, den ich trug. Einer der Jungen gab ihm eine trockene Hose aus seinem Gepäck.

Während er sich umzog, kamen die anderen Jungen über den Baumstamm herüber.

„Sei vorsichtig", sagte Jeff zu Kurt. „Du bist größer als Steven, und ich weiß nicht, ob ich dich rausziehen kann."

Sie fingen an, vorsichtig hinüberzugehen. Aber der schlüpfrige Baum bewegte sich. Kurt verlor das Gleichgewicht und fiel hinein. Er fing sich jedoch und ging nicht ganz unter, konnte wegen der starken Strömung und seines schweren Gepäcks aber auch nicht zurück auf den Baumstamm klettern. Jeff konnte ihn nicht heben. Mehrere Minuten mühten sie sich vergebens ab. Jeff hätte dabei selbst fast die Balance verloren. Schließlich nahm Jeff Kurt das Gepäck ab. Jetzt konnte Kurt herausklettern und den Fluß überqueren.

Jetzt zeigte sich deutlich eine neue Gefahr. Kurt war nach dem eisigen Bad durchnäßt, ich hatte meine trockenen Sachen weggegeben, und Steven zitterte immer noch. Trotz seiner trockenen Kleidung zitterte er so sehr, daß er nicht sprechen konnte. Ich wußte, daß wir uns aufwärmen mußten, wußte aber nicht wie.

Alles war naß — die Ausrüstung und die Kleidung, das Holz und die Erde. Die Temperatur fiel, und der Wind verschlimmerte die Kälte. Das einzige, was mir in den Sinn kam, war: weitermarschieren. Bruder Rich und Bruder Christiansen waren der gleichen Meinung. Wir mußten herauskommen. Aber der Regen fiel immer noch, und die Flüsse schwollen an.

Wir wanderten weiter. Mir wurde sehr kalt. Es fiel mir schwer, klar zu denken, und ich erkannte darin ein Anzeichen von Unterkühlung, worüber ich erschrak, denn wenn die Körpertemperatur sinkt, verliert der Körper die Fähigkeit, sich zu erwärmen. Für einen durchnäßten Wanderer ist dies sehr gefährlich, und ich war mir nicht sicher, ob die beiden Jüngeren es schaffen würden.

Ich schickte ein paar größere Jungen mit dem Auftrag vor, nach trockenen Holz und nach einer Stelle zu suchen, die nicht von Wasser bedeckt war. Und ich betete. Ungefähr 15 Minuten später holten wir sie ein. Sie hatten einen umgestürzten Stamm gefunden.

„Wir haben ihn aufgespalten", sagte Jeff. „Wir haben etwas trockenes Holz aus der Mitte herausgeschält, aber unsere Streichhölzer gehen alle nicht."

„Hier", sagte ich, während sie zur Seite traten, „ich mach's mit meinem Feuerzeug."

Ich knipste das Feuerzeug an. Nichts geschah. Klick! Immer noch nichts. Klick! Klick!

„Vielleicht ist kein Benzin mehr drin", meinte einer.

„Unmöglich. Ich hab's ja extra für diese

Wanderung gekauft.“ Ich knipste immer wieder. Es kam kein Feuer.
Ich zog meine Streichhölzer hervor. Zum Glück waren sie noch trocken. Ich probierte eines. Es ging nicht an. Noch eines. Auch das ging nicht an. Ich versuchte es mit allen, aber keines wollte angehen.
„Vater“, betete ich, „du weißt, daß wir Hilfe brauchen. Ich fürchte, diese beiden Jungen werden sterben, wenn sie sich nicht aufwärmen können. Wenn wir bei diesem Regen und Wind die Nacht im Nassen zubringen müssen, könnte ich auch sterben. Bitte hilf uns, Feuer zu machen, damit wir uns aufwärmen können. Wir brauchen deine Hilfe!“
Wir probierten alle Streichhözer aus, die wir hatten. Nicht ein Funke kam.
„Warum, Vater, warum? Ich bin ihr Bischof, und wir brauchen deine Hilfe. Warum wird mein Beten nicht erhört? Wir brauchen dich. Bitte wende dich nicht ab.“
Die einzige Antwort war der brausende Wind.
„Herr, jetzt hängt alles von dir ab. Ich weiß nicht mehr, was ich sonst tun soll.“
Wir wanderten weiter. Ich zitterte jetzt heftig. Das Wasser auf dem Pfad reichte den Jungen zeitweise bis zur Brust. Nur die markierten Bäume hielten uns auf dem richtigen Pfad. Ich wußte, daß wir nicht den ganzen Weg hinaus wandern konnten. Die Jüngeren wurden langsamer. Vor uns lag noch ein Fluß. Er war größer als alle anderen. Er war bestimmt unpassierbar.
„Was werde ich ihren Müttern sagen?“ fragte ich mich sorgenvoll. „Wird dies das Ende aller Zeltwanderungen mit Jugendlichen der Kirche sein? Wie wird meine Frau mit unseren sieben Kindern zurechtkommen? Die kleine Melanie ist erst zwei Wochen alt. Ich werde sie nie kennen.“ Es kamen immer neue, beängstigende Gedanken. Ich fuhr fort, unablässig und mit aller Kraft zu beten.
Fast verzweifelt wanderten wir weiter, indem wir uns gegen den Regen neigten. Wir schleppten uns durch eine Wegkrümmung. Da stand eine Hütte. Es dauerte einen Augenblick, dies zu erfassen. Eine Hütte! Aus dem Schornstein kam Rauch. Von der überschwemmten Hütte auf der Maxon-Wiese abgesehen, war es wahrscheinlich die einzige Hütte im Umkreis von 30 Kilometern. Sie wurde von der Firma „Pacific Gas and Electric“ betrieben, um den Schneefall im Winter zu messen.
In der Hütte waren noch vier Wanderer, die hier Zuflucht vor dem Sturm gesucht hatten. Ein heißes Feuer brannte. Es waren ein riesiger Stapel Feuerholz, Abfalleimer voller Wolldecken und reichlich Lebensmittelvorräte da. Wir waren in Sicherheit.
Als wir warm und trocken waren, dankte ich Gott für seine Barmherzigkeit. Mir war bewußt: Hätten wir Feuer machen können, so wären wir immer noch in dem Sturm und müßten um unser Leben kämpfen.
„Vater, ich danke dir, daß du mein Bitten um Feuer nicht erhört hast. Wenn ich mich beklage und ‚Warum?‘ frage, dann hilf mir, daran zu denken: ich weiß nicht, was für eine Schutzhütte hinter der nächsten Wegkrümmung liegt.“
Ich probierte mein Feuerzeug aus. Die muntere kleine Flamme flackerte beim ersten Versuch auf.
Der Sturm hielt uns zweieinhalb Tage fest. Dann wanderten wir durch Schnee zurück. ☐

ICH HABE ENTDECKT, DASS DAS PRIESTERTUM EINE REALITÄT IST

A. Hamer Reiser

Die Luft war feucht und beißend kalt. Der Rauchdunst von brennender Kohle stach uns beim Atmen in die Nase. In dem Nebel und der abendlichen Dunkelheit konnte man nur schwer etwas sehen. Es war ein typischer Winterabend in England.

Ich war seit zwei Monaten Missionar. Mein Mitarbeiter und ich waren mit dem Fahrrad eilig zu einer nahegelegenen Ortschaft unterwegs, um uns mit den Missionarinnen zu treffen. Am Telefon hatten die Stimmen der Schwestern ängstlich und besorgt geklungen. Ein Mitglied in ihrem Gebiet brauchte Hilfe. Wir trafen so schnell wie möglich nach dem Anruf ein und begleiteten die Schwestern zu dem Haus des Mitglieds. Wir klopften an, und eine Frau kam zur Tür; sie bat uns in ein sehr kleines Zimmer, an dessen einem Ende sich ein offener Kamin befand. In dem blassen Licht konnte ich das Gesicht der Frau sehen. Sie hatte aufgedunsene Wangen und traurige, müde, gerötete Augen. Ihre Wimpern waren feucht. Über ihr Gesicht rannen Tränen, als sie auf ein kleines Kinderbett am Kamin wies. Schluchzend sagte sie: „Mein Baby ist krank. Es kann nicht atmen, und der Arzt sagt, es wird sterben.“ Der strenge britische Winter läßt viele Kinder an Bronchitis und Lungenentzündung sterben.

Die Mutter bat uns, das kleine, drei Wochen alte Mädchen zu segnen. Sie hob es sanft aus dem Bettchen und hielt es zärtlich und schützend in den Armen. Aus ihren Augen tropften Tränen auf das saubere Leinen, worin das Baby gewickelt war. Auf dem winzigen Kopf war kaum genug Platz für meine verhältnismäßig großen Hände, und als ich sie auf den zarten kleinen Kopf legte, konnte ich die feinen Haarbüschel fühlen.

Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich einen Kranken segnete. Irgendwie gelang es mir, die richtigen Worte zu sagen. „Sonja Holbert, im Namen Jesu Christi und mit der Macht des heiligen Melchisedekischen Priestertums . . .“ In diesem Augenblick konnte ich fühlen, wie eine Kraft in mir aufwallte. Es war etwas Ungewöhnliches, Einzigartiges. Ich wußte ohne jeden Zweifel: Ich handelte, indem ich dieses kleine Baby heilte, als Werkzeug in der Hand des allmächtigen Gottes.

Im Laufe der Zeit verschmolz dieses Erlebnis mit anderen, und schließlich verblaßte die Erinnerung daran. Fast zwei Jahre später — meine Mission war fast vorüber — wurde ich in die Ortschaft versetzt, in der die Mutter und das

kleine Mädchen lebten. Als wir in einer Straße von Tür zur Tür gingen, sagte uns einer unserer Untersucher, daß um die Ecke ein Mitglied unserer Kirche wohne. Wir fanden das Haus und klopften an. Die englischen Reihenhäuser sehen sehr ähnlich aus, und so merkte ich nicht gleich, daß dies das gleiche Haus war, das ich vor fast zwei Jahren besucht hatte. Die Frau bat uns herein. Als wir das gleiche Zimmer betraten, blickten zwei leuchtende, blaue Augen zu mir auf. Ich setzte mich auf einen Stuhl, und ein niedliches kleines Mädchen kletterte auf meinen Schoß. Während ich ihre blonden Löckchen streichelte, kam ein Strom von Erinnerungen — jener düstere Abend, die weinende Mutter, das Baby, das nach Atem rang, die unverkennbare Macht des Priestertums. „Danke, Vater", murmelte ich leise, „daß ich mit dieser Macht dem kleinen Mädchen hier helfen konnte."

Ich wurde durch dieses Erlebnis gestärkt. Jetzt wußte ich wirklich, was es bedeutet zu sagen: „Ich weiß, daß das Priestertum in dieser Zeit wiederhergestellt worden ist, und ich gebe Zeugnis, daß Gott lebt und uns liebt. Ich weiß, daß große Segnungen eintreten, wenn man dieses Priestertum rechtschaffen ausübt." □



DAS BEKENNEN EINER SCHULD

Bischof J. Richard Clarke
Zweiter Ratgeber in der Präsidierenden Bischofschaft

Vor mehreren Jahren wurde ein junger Mann bei einem schweren Diebstahl ertappt und ins Gefängnis gebracht. Die Eltern waren schockiert und schämten sich. Sie versicherten ihm aber, er solle sich keine Sorgen machen, denn sie hätten „Einfluß" auf höhere Stellen und seien sicher, daß sie ihn freibekommen könnten. Der Bischof sagte dem jungen Mann in wohlmeinender Absicht, er werde alles tun, um dafür zu sorgen, daß ein so guter Junge wie er nicht für sein Verbrechen büßen müsse. Schließlich explodierte der junge Mann: „Merken Sie nicht, was Sie mir da antun? Ich bin doch schuldig. Wenn Sie mich freibekommen, dann zwingen Sie mich doch, mein ganzes Leben lang die Schuld mit mir herumzuschleppen. Bitte, lassen Sie mich mein Unrecht büßen, damit ich eines Tages von der Schuld frei sein kann."

Kaum eine Gabe ist wünschenswerter als ein reines Gewissen — eine Seele, die mit sich selbst Frieden hat. Nur die Macht unseres Erretters, Jesus Christus, kann eine beunruhigte Seele heilen. Wenn wir von ihm geheilt werden möchten, müssen wir aber die Schritte tun, die er uns genannt hat.

Das Bekennen ist eine notwendige Voraussetzung für die vollständige Vergebung. Es ist auch ein Anzeichen der wahren „gottgewollten Traurigkeit" (siehe 2Kor 7:10) und gehört zum Vorgang der Reinigung — der Neubeginn erfordert ein sauberes Blatt im Tagebuch unseres Gewissens. Wir sollen das Unrecht dem bekennen, dem wir es zugefügt haben, und auch dem Herrn. Darüber hinaus kann unsere Übertretung so schwerwiegend sein, daß es notwendig ist, sie einem rechtmäßigen Verwaltungsbeamten des Priestertums zu bekennen.

„Weder ein beliebiges Mitglied der Kirche noch jeder beliebige Priestertumsträger ist befugt, ein persönliches Schuldbekenntnis von Übertretern anzuhören. Vielmehr hat der Herr dafür eine geordnete und in sich schlüssige Regelung getroffen, wonach jedes Mitglied einer kirchlichen Stelle verantwortlich ist. In einer Gemeinde ist dies der Bischof/Zweigpräsident, im Pfahl/in der Mission der Pfahl-/Missionspräsident, und auf höchster Vollmachtsebene sind es die Generalautoritäten, und zwar an oberster Stelle die Erste Präsidentschaft und die zwölf Apostel." (Spencer W. Kimball, *Das Wunder der Vergebung*, S. 361.)

Übertretungen, die ein Bekennen vor dem Bischof erfordern, sind: Ehebruch, Unzucht, andere sexuelle Übertretungen und Verstöße und Sünden von vergleichbarer Schwere. Präsident Kimball hat uns an folgendes erinnert: „Man darf ... nichts verschweigen und sich nicht zweideutig ausdrücken, sondern man muß ein einwandfreies, vollständiges Geständnis ablegen" (a. a. O., S. 198). Vergessen wir nicht: Wir streben doch danach, von den Qualen einer von

Schuld gepeinigten Seele ganz frei zu werden. Der Prophet Alma hat gesagt, er sei „durch viel Drangsal gewatet“ und habe „beinah bis zum Tod Umkehr geübt“ (Mos 27:28), denn er hatte das Gefühl, von einem immerwährenden Brennen verzehrt zu werden. Umkehr ist nicht leicht. Die „gottgewollte Traurigkeit“ führt zu tiefer Demut. Dies ist der Grund, warum die Gabe der Vergebung so kostbar ist und den Übertreter dem Erretter so nahebringt, dergestalt, daß er ihn besonders liebt.

Als Bischof mußte ich meiner Gemeindefamilie ein allgemeiner Richter sein, und ich fand, daß mich diese Aufgabe besonders ängstigte, aber auch heiligte. Ich wußte, wie schwer es einem fallen mußte, zu mir zu kommen und die heilige Aufgabe anzuerkennen, die ich erfüllte, wenn mir etwas aufrichtig bekannt wurde. Und ich wußte: Ich war durch ein Gelöbnis verpflichtet, über die vertrauliche Mitteilung Stillschweigen zu bewahren. Und wie sehr habe ich um Weisheit, und die Fähigkeit gebetet, durch den Geist zu erkennen, wie ich handeln solle. Ich habe gelernt, welcher Art der wohlwollendste Richterspruch sein mußte: daß der Gerechtigkeit voll Genüge getan würde, und zwar durch eine gerechte, der Tat angemessene „Bezahlung“. Weniger zu verlangen, als die Übertretung verdiente, würde bedeuten, daß die Schuld nur zum Teil beglichen wurde und der Betreffende nur teilweise von dieser Last frei wurde. Oft übt ein Bischof Milde, weil die Schuld bekannt worden ist. Milde ohne Gerechtigkeit ist jedoch keine Güte.

Die vollständige Umkehr wirkt befreiend und führt zu unaussprechlicher Freude.

Alma hat gesagt: „Und o welche Freude, und welch wunderbares Licht sah ich! Ja, meine Seele war von Freude erfüllt, die ebenso übergroß war wie meine Qual.

Ja, ... Es gab nichts so Außerordentliches und so Bitteres wie meine Qualen. Ja ... es kann nichts so Außerordentliches und so Süßes geben wie meine Freude“ (Al 36:20, 21).



Ich bin schon von Mitgliedern der Kirche angesprochen worden, die viele Jahre lang eine schwere Last mit sich herumgetragen haben. Sie haben, anstatt ihrem Bischof alles zu bekennen, versucht, großzügig Zeit und Geld einzusetzen und so für ihre Sünden zu bezahlen. Und doch konnten sie das Bekennen nicht durch gute Werke ersetzen. Präsident Kimball hat anschaulich gesagt, daß man erst alle angefaulten Äpfel aus dem Faß holen und dann von vorn beginnen muß. (Siehe *Das Wunder der Vergebung*, S. 198.)

Versuchen wir doch nicht, den Weg des Herrn durch einen leichteren oder kürzeren Weg zu ersetzen. Fassen wir heute den festen Entschluß, zum Bischof zu gehen und einfach zu sagen: „Bischof, ich habe ein Problem. Ich brauche Ihre Hilfe. Kann ich mal zu Ihnen kommen?“ Diese Sprache versteht er, und er kann Ihnen dann helfen, ein neues, von Freude erfülltes Leben zu beginnen, denn er verfügt über besondere Schlüssel, über besondere Inspiration. □

„Als Jesus einmal dem Opferkasten gegenübersaß, sah er zu, wie die Leute Geld in den Kasten warfen. Viele Reiche kamen und gaben viel.

Da kam auch eine arme Witwe und warf zwei kleine Münzen hinein.

Er rief seine Jünger zu sich und sagte: Amen, ich sage euch: Diese arme Witwe hat mehr in den Opferkasten hineingeworfen als alle andern.

Denn sie alle haben nur etwas von ihrem Überfluß hergegeben; diese Frau aber, die kaum das Nötigste zum Leben hat, sie hat alles gegeben, was sie besaß, ihren ganzen Lebensunterhalt."

MARKUS 12:41-44